

Das Argument

56

12. Jahrgang 1970

Sexualität und Herrschaft in der Schule. Sexualität und Herrschaft (V)

Wolfgang Fritz Haug: Zur Strategie der Triebunterdrückung
und Triebmodellierung in Gymnasien 1

Ernst Busche: Sexualpädagogik als Disziplinierungsmittel.
Eine negative Dokumentation über Richtlinien, Methodik und
Lehrerverhalten 28

Manfred Liebel: Siegfried Bernfeld und seine Funktion im
Klassenkampf 41

Besprechungen:

Sexualmoral und Triebunterdrückung (u.a. Kritik an
Plack, »Die Gesellschaft und das Böse«);
Situation der Frauen und Frauenbild; Sexualpädagogik;
Sexualforschung (u.a. Masters/Johnson: Die sexuelle
Reaktion; Giese/Schmidt: Studentensexualität);
Schule und Wissenschaft im Kapitalismus 48

Wolfgang Fritz Haug

Zur Strategie der Triebunterdrückung und Triebmodellierung in Gymnasien

Der Hamburger Oberschulrat (OSR) Otto Brüggemann führte in den Jahren 1962 bis 1965 eine Umfrage über „sexuelle Konflikte“ an Gymnasien der Bundesrepublik durch. An die Schulleitungen von 695 Gymnasien, das heißt von etwa jeder zweiten vollausgebauten Oberschule des Landes, verschickte Brüggemann Fragebogen. Gefragt war nach „aktenkundig gewordenen Disziplinarfällen von Schülern, die sexuelle Delikte betreffen (Sittlichkeitsvergehen) oder bei denen Vergehen anderer Art mit sexuellen Auffälligkeiten verbunden waren“; weiter war gefragt nach „Formen sexuellen Verhaltens bei Schülern . . . , die auf der Grenze zwischen normalen und ordnungswidrigen Verhaltensweisen liegen, die aber nicht auf disziplinarischem Weg, sondern in anderer Weise pädagogisch behandelt wurden“. 76,2 % der angeschriebenen Schulen (= 530 Schulen) antworteten, davon 400 mit Fehlanzeige. 130 Schulen lieferten Fallberichte.

1967 veröffentlichte Brüggemann eine Zusammenstellung von Fallgeschichten, verbunden mit sexualpädagogischen Kommentaren und Empfehlungen. Dieses Buch liegt der folgenden Untersuchung zugrunde¹. Ihr Material ist aber nicht in erster Linie das von Brüggemann vorgelegte. Erstens interessiert an der Kasuistik nicht der Charakter einer Sammlung von Sexualdelikten, sondern die skizzenhaft mitgelieferte Sammlung von Techniken der Niederschlagung sexueller Regungen. Zweitens interessieren Brüggemanns Kommentar und vorgeschlagene Richtlinien. Beides zusammen bildet das eigentliche Material der folgenden Untersuchung.

Die Entwicklung der Schülerbewegung, die Brüggemanns Buch hat veralten lassen, könnte zu der Auffassung führen, die von ihm vertretene antisexuelle Strategie sei ebenfalls veraltet oder in ihrer Wirksamkeit zusammengebrochen. Diese Auffassung unterschätzt die Ausdauer und Systematik eines umfassenden Triebmodellierungsprozesses, von dem die Gymnasialzeit lediglich einen Ausschnitt darstellt. Die Sprache, in der die Schülerbewegung sich ausspricht,

1 Otto Brüggemann: Sexuelle Konflikte in Gymnasien. Ergebnisse einer Umfrage. Verlag Quelle & Meyer, Heidelberg 1967 (127 S., kart., 10,— DM). — Brüggemann will eine 1928 veröffentlichte Kasuistik fortsetzen, die er auch ausgiebig zitiert: „Sittlichkeitsvergehen an höheren Schulen und ihre disziplinarische Behandlung. Gutachten aufgrund amtlichen Materials, erstattet von W. Hoffmann und W. Stern, hrsg. vom Preußischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung“.

kämpft mühsam gegen die vorläufig noch übermächtigen Resultate dieses Prozesses an. Die folgende Analyse dieses Prozesses versteht sich als Beitrag zu den Diskussionen derer, die in praktischer Arbeit versuchen, der hier beschriebenen Strategie zum Scheitern zu verhelfen.

I. Ortskunde der sexuellen Gefahr

1. Sexuelle Architektur der Schule

Soviele Räume und in ihnen Veranstaltungen und schulische Situationen die Schule hat, so viele Orte und Situationen hat die sexuelle Gefahr in der Schule. Wo Schüler zusammenkommen, könnten sexuelle Gespräche geführt, Texte oder Bilder weitergegeben werden. An Tafeln und „abgelegenen Wänden“ können Inschriften oder Zeichnungen angebracht werden. Selbstbefriedigung, Zeigen, Schauen, Berühren und Berührenlassen wäre möglich. Was steht all dem im Wege? Die Kontrolle. Brüggemann weiß, daß die sexuelle Gefahr potentiell in allen Räumen der Schule und zu jeder Zeit, da Schüler — oder auch Schüler und Lehrer — in ihnen sich aufhalten, gegenwärtig ist. Drum schärft er seinen Kollegen und Untergebenen ein: „Fast immer kommt es zu solchen Handlungen in schulischen Situationen, bei denen die Aufsicht durch die Lehrer nicht so intensiv ist, wie sonst üblich. Deshalb sind die Aufenthaltsräume für Fahrschüler, abgelegene Abortanlagen oder Umkleieräume bei Turnhallen häufig genannte Orte, an denen es zu unerfreulichen Vorfällen dieser Art kommt“ (49)². Kontrollierbarkeit wird somit zum architektonischen Kriterium für Abortanlagen — sie dürfen nicht abgelegen sein. Den Aborten ist mit den Umkleieräumen gemein, daß sie schon ordnungsgemäß und vorgesehenermaßen, von ihrer Funktion her, die Räume gefährlicher Situationen sind. Architektonische Kontrollierbarkeit allein genügt nicht. Es bedarf auch des Vollzugs der Kontrolle. Umfassend wie die sexuelle Gefahr ist auch die Strategie im Krieg gegen die Triebe. Aufsichtspflicht, wenn man nicht „überall zu gleicher Zeit sein kann“, heißt demnach in strategischer Sprache: „an den besonders gefährdeten Punkten unregelmäßig und überraschend erscheinen“ (49). Beson-

2 Zur Zitierweise: Brüggemann setzt oft Anführungszeichen, die nicht Zitate bezeichnen, sondern das Verhältnis dieses Autors zu seinem Text. Die Wörter sollen ihn nicht festlegbar machen. Indem er sie auf undefinierte Weise in Frage stellt, markiert er Vieldeutigkeit. Teils mag er dadurch versuchen, sich vor Sprach- und Ideologiekritik zu schützen. Teils mag er sicherheitshalber bedeuten — etwa wenn er sexuelle Aufklärung in Anführungszeichen setzt —, daß er mit dem Sexuellen nicht identifizierbar ist. — Nachdem die derart signalisierten Vorbehalte Brüggemanns vorausgeschickt sind, wird er im folgenden der guten Lesbarkeit halber ohne zusätzliche Gänsefüßchen zitiert. — Kasuistisches Material stammt, soweit nicht anders vermerkt, aus Brüggemanns Untersuchung. Obwohl eigentlich Zitat im Zitat, wird es, da Mißverständnisse nicht möglich scheinen, als einfaches Zitat gebracht.

ders gefährdet aber sind alle Räume, die für Zwecke bestimmt sind, an denen Lehrer an und für sich nicht mitwirken: Sich-Umkleiden, Ausschneiden, Warten. Warten müssen die Auswärtigen, die Fahr-schüler. „Und wenn eine Schule einen Aufenthaltsraum für Auswärtige einrichtet, dann muß sie auch dafür sorgen, daß wenigstens in gewissen Abständen ein Lehrer nach dem Rechten sieht, sonst fordert sie sexuelles Vergehen der dort wartenden Schüler geradezu heraus“ (50). Gleichsam zum bloßen Aufenthaltsraum werden alle Klassenräume während der Pause. Während der großen Pause erscheint der Schulhof als Gefahrenort. Dieserart Situationsorten ist gemein ein bestimmter Gefahrentypus und das Ausschließen anderer Gefahren. Sie sind der Markt, auf dem Worte, Texte und Bilder zirkulieren und auf dem etwa eine bestimmte Altersgruppe der Jungen unter dem Einfluß der beginnenden Pubertät Balgereien veranstaltet, die auf die Genitalzone zielen. Während des Unterrichts unterdrücken die andersgearteten Kontrollbedingungen solche Spiele; dafür begünstigen sie andere, verschwiegenere. Vor allem bei herabgesetzter Sichtkontrolle, „wenn ein Physik- oder Biologielehrer seinen Unterrichtsraum verdunkelt, um ein Experiment oder einen Film vorzuführen, dann ist es ein pädagogischer Kunstfehler, den Raum so zu verdunkeln, daß völlige Finsternis herrscht, außer wenn es vielleicht für kurze Zeit unbedingt notwendig ist“ (49). Unter der Bank, hinter dem Rücken der Lehrer, im Dunkeln . . . wo immer der Blick der Kontrolle nicht hinreicht, können Triebfreiräume entstehen. Die Triebäußerung muß permanent gestört und im Ansatz unterbunden werden, damit, wie die pädagogische Selbsttäuschung oder Heuchelei es ausdrückt, „die natürliche Entwicklung der jungen Menschen ungestört verlaufen kann“. Weitere Stationen im Rhythmus des Schullebens sind Schülerkonzerte, Theateraufführungen usw. Auch hier muß „jeder Schüler immer das Gefühl haben, daß er auch wirklich gesehen wird“ (49).

2. Gefahren von der Außenwelt

Gesetzt, es wäre gelungen, die Schule zum sexuell abgeschirmten Raum zu machen, dann steht doch rings um die Schule eine Welt triebhafter Feinde auf. Der nicht-schulische Teil der Welt ist unübersehbar voll von Triebgefahren. Schon von den Sexualtaten, die auf Schülerparties begangen werden, vermutet Brüggemann, daß hier die Dunkelziffer niemals aufgespürter und also auch niemals gehandeter Fälle besonders hoch ist (88). „An manchen Orten und in gewissen Altersstufen scheinen sie“ — d. h. die Parties — „endemisch verbreitet zu sein . . .“ (88). Endemisches Auftreten definiert der neue Brockhaus als „dauerndes Auftreten einer Infektionskrankheit innerhalb eines bestimmten Gebiets“ (Bd. 5, 1968, S. 504). „Bedenklich ist“, fährt Brüggemann fort, „daß nicht selten an solchen Veranstaltungen Mädchen teilnehmen, die altersmäßig noch vor der Geschlechtsreife stehen! Mit welcher Leichtfertigkeit manche Eltern ihre Erziehungs- und Aufsichtspflicht wahrnehmen, kann man in solchen Zusammenhängen nur mit Staunen zur Kenntnis nehmen!

Leider kann die Schule . . . nur sehr allgemeine Hinweise auf die den Kindern drohenden Gefahren geben“ (88).

Drohen solche Gefahren schon dort, wo die Schüler ohne Lehrerkontrolle Parties feiern, so befinden wir uns doch immer noch erst im Vorhof der sexuellen Gefahr, wie sie den Schülern in der Welt als Nicht-Schule droht. Jeder soziale Kontakt, jede Bekanntschaft eröffnet eine neue Einbruchsstelle. Schüler, die nur zwischen Schule und Familie auf kürzestem Wege pendeln, sind noch relativ ungefährdet. Der bloße Schulweg läßt sie atomistisch im Verkehr, enthält keine Situation, die die Isolation tendenziell aufhebt. Diesen Schülern drohen die Gefahren auf Ferienreisen, in Sportvereinen und im Zusammensein mit Privatlehrern. Vor allem der Umgang mit nicht Gleichaltrigen scheint die Gefahr zu erhöhen. Gleiches gilt vom Umgang mit Altersgenossen aus der Arbeiterklasse.

Am meisten gefährdet durch die sexuelle Gefahr sind die Auswärtigen, die Fahrschüler. Nicht nur halten sie sich in den Zwischenzeiten, die eine Heimreise nicht lohnen, gemeinsam in eigens für diesen Zweck eingerichteten Räumen auf. Offenbar haben sie darüber hinaus generell mehr Möglichkeiten, mit anderen Menschen in Kontakt zu kommen. Das ist kein Wunder, wenn man bedenkt, wie weit für sie der tägliche Weg zwischen Familie und Schule ist und wie durchsetzt von sozialen Stationen, auf denen man miteinander in Berührung kommen kann. Sind die ortsansässigen Schüler nur auf den Ferienreisen solcher Gefahr ausgesetzt, so sind die Fahrschüler es jeden Tag auf ihrer Reise durch einen weder von der Schule noch von der Familie „umsorgten“ Raum. Auf der Reise kommen sie mit Leuten aus anderen sozialen Klassen und anderen Alters in Verkehr. Die Schulautoritäten wissen es voller Eifersucht. In den Fallberichten wimmelt es von Fahrschülern; manche der Berichterstatter setzen in Klammern hinter diesen Begriff ein beziehungsreiches Ausrufezeichen.

II. Entstehung der Triebgefahr aus der Triebunterdrückung

1. Allgemeines zur Triebgefahr

Das strategische Ziel, die Schule als ungestörten pädagogischen Zuchtraum abzuschirmen, setzt zwei Gefahrenherde: die zurückgedrängte Triebgrundlage der schulischen Individuen und unkontrollierbare Einflüsse aus der Außenwelt. Diese erscheinen dem zensierten und gleichgeschalteten Bewußtsein von Brüggemann als Gefahr der Öffentlichkeit. Den Gefahrenherd zieht er zusammen im Bilde einer „massiven Sexualisierung des öffentlichen Lebens durch Reklame und Massenmedien“ (32), durch „Illustrierte“ (39), „Öffentlichkeit . . . immer wiederkehrende Schlagzeilen . . . Publizität des jugendlichen Sexualverhaltens“! (71) Auf die Indienstnahme von Triebzielen durch den Verwertungsprozeß des Kapitals geht er weiter nicht ein. Die Kategorien, unter denen er diesen Aspekt der Gefahr abhandelt, sind Gewissen, Verantwortung und Pflicht der Journalisten. Die Benennung der Ursache ruft immanent nach staatlich-autoritärer Zensur, Abschaffung oder doch Einschränkung der

Pressefreiheit. An der Außenwelt erscheint dem Oberschulrat gerade der Aspekt — wie immer formaler, verdünnter und ausgebeuteter — Freiheit gefährlich. Er vermerkt übel, daß man „in breiter Öffentlichkeit über Sexuelles ungeniert sprechen“ (99) könne, was allenfalls für einen isolierten und verdinglichten Sektor der Unterhaltungsindustrie zutrifft und erst sehr zögernd fürs öffentliche Sprechen von einzelnen.

Von außen also konkretisiert sich die sexuelle Gefahr nach Brüggemann in einer „Allerweltpublizistik, die ihre unreifen und banalen Gedanken mit bohrender Hartnäckigkeit in die Gemüter der kritiklosen jungen Menschen träufelt“ (100). Wie sagt doch Brüggemann so richtig von den auf die Umfrage eingegangenen Antworten seiner Kollegen: „Auffallend häufige Unkorrektheiten sprachlicher Art, die in den Angaben zur Sache enthalten sind, manchmal fordern sie tiefenpsychologische Analyse geradezu heraus!“ Was bedeutet wohl diese Metaphernkollision: „mit bohrender Hartnäckigkeit träufeln?“ Was bedeutet wohl die „Kritiklosigkeit der jungen Menschen“ in Brüggemanns Sprache?

In der Nicht-Schule also herrscht die Allerweltpublizistik und das ungenierte Reden. Beides ist im Weltbild des OSR wiederum beherrscht durch die „Sex-Ideologie“, d. h. durch Streben nach frei verfügbarem Lustgewinn (112), so „daß z. B. nach den Auffassungen gewisser Chef-Ideologen Keuschheit überhaupt keinen Wert mehr darstellt“ (112). Was aber geschieht, „wenn eine ganze Generation den Einflüsterungen einer solchen unzulänglichen Sex-Ideologie verfällt...“? Brüggemanns Antwort soll andeuten, was die Triebgefahr in seinen Augen zur Gefahr macht: „Es besteht sonst die große Gefahr, daß für eine große Zahl junger Menschen die Grundlagen ihrer eigenen Lebensführung in Unordnung geraten und irreparabel für immer bleiben!“ (112) Diese Gefahr soll er uns näher bestimmen.

Die Frage stellt sich jetzt so: Wie kann Triebfreiheit die Grundlagen der Lebensführung junger Menschen zerstören? Die Auskünfte, die Brüggemann gibt, sind auffallend vage. Zumeist erschöpfen sie sich in Abwandlungen einer verquastenen Eigentlichkeitsphrasenologie: Luststreben zerstört „alle mitmenschlichen, auf echte Partnerschaft angelegten Bezüge der menschlichen Sexualität“ (111) und so fort. Aber liegt darin eine Gefahr für „die Grundlagen der Lebensführung“ der jungen Menschen? Zunächst wird doch nur deutlich, wie das individuelle Luststreben von Brüggemann als Gefahr für seine eigene autoritäre Weltanschauung empfunden wird — und wohl zu Recht. Worin liegt die Gefahr für die Individuen? Sie liegt z. B. darin, „widerstandslos dem Sog der Verführung zu verfallen“ (98). Aber so drehen wir uns im Kreise: Warum soll es gefährlich sein, dem Sog der Verführung zu verfallen? Welche Gefahr droht in der Triebfreiheit? Wenn ein minderjähriges Mädchen mit einem erwachsenen Mann eine Liebesbeziehung eingeht und regelmäßig mit ihm schläft, dann ist, wie Brüggemann es in teils naiver, teils getarnter Sprache ausdrückt, „aber nach allem, was wir von der inneren Dynamik solcher Beziehungen heute wissen, die erzieherische Prognose für

solche Kinder (die doch keine Kinder mehr sind) nicht gerade geeignet, hochgespannte Erwartungen hinsichtlich einer menschenwürdigen Zukunft zu hegen“ (96); „... denn fast immer sind die psychologischen Veränderungen des Mädchens so weit fortgeschritten, daß mit einer unauffälligen Wiedereingliederung in eine schulische Ordnung kaum gerechnet werden kann“ (95), „... weil es (dieses Mädchen) zu Mitteilungen an die noch nicht so weit entwickelten Altersgenossinnen drängt“ (98), die dann gleichfalls „dem Sog der Verführung verfallen“ könnten. Wieder drehen wir uns im Kreise. Selbst wenn man Brüggemanns Unterstellung, daß offenes Aussprechen eigenen Erlebens die Gesprächsteilnehmer in analoges Erleben hineinzieht, für einen Augenblick akzeptiert, steht die Frage wieder auf, warum sexuelle Befriedigung die Grundlagen der eigenen Lebensführung zerstört. Die Gefahr scheint unaussprechlich. „Die schrecklichen Komplikationen und Konsequenzen solcher Beziehungen“, bescheidet uns der Herr Oberschulrat, „brauchen wir hier nicht zu entwickeln“ (95). Nur soviel mögen wir zur Kenntnis nehmen: Solche jungen Menschen müssen aus den höheren Schulen ausgeschlossen werden und haben keine menschenwürdige Zukunft zu erwarten. Aber warum?

Die Kriterien für die schreckliche Gefahr sind offenbar Lust und Liebesbindung, wenn beide „subjektiv mit äußerster Intensität erlebt“ (62) werden. In Brüggemanns Vorstellung taucht dieser Fall hauptsächlich auf bei dem, was er „Lolita-Beziehungen“ nennt (Beziehungen jüngerer Mädchen zu Männern), sowie bei solchen gleichgeschlechtlichen Beziehungen, die ebenfalls durch Altersunterschiede der Beteiligten gekennzeichnet sind. Hier komme „sehr stark zum Ausdruck, wie die Sexualität schicksalhaft in das Leben des jungen Menschen einbricht und subjektiv mit äußerster Intensität erlebt wird. Die Schule wird mit ihren Anforderungen für den Betroffenen dann nicht selten gleichgültig, weil sein Denken und Fühlen von den Elementargewalten seines Trieblebens besetzt und beherrscht wird“ (62). Wenn sich nun — so rundet sich Brüggemanns Weltbild — infolge des schicksalhaften Einbruchs elementarer Triebgewalten „der junge Mensch systematisch und bewußt dem erzieherischen Einfluß der Schule zu entziehen versucht (und das kommt, wie wir genau wissen, nicht gerade selten vor), dann gibt es allerdings bald auch für den bemühtesten Pädagogen eine Grenze, die er schon um seiner Selbstachtung willen nicht überschreiten kann ... dann ist schließlich eine Trennung, auch in erzieherischer Hinsicht, die einzig vernünftige Lösung!“ Hier ist leider nicht der Ort, die unglaubliche Heuchelei dieses pädagogischen Jargons im einzelnen aufzudecken. Gefragt ist nach der Triebgefahr. Was macht Triebfreiheit so gefährlich, „daß eine unbeherrschte Handlung von nur wenigen Sekunden oder Minuten Dauer katastrophale Folgen für das ganze Leben haben kann“ (89)? Diese Gefahr erscheint als der Grund, warum Triebfreiheit unterdrückt werden muß.

Aber die Begründungen drehen sich weiter im Kreise. Auf eine kurze Formel gebracht, reduzieren sie sich auf folgenden Zirkel-

schluß: Die Schule muß die Triebe unterdrücken, weil Triebfreiheit die Unterdrückung der Triebe gefährden oder gar zunichte machen würde. Wenn „die jungen Menschen“ Lust und Liebe erlebt haben, wollen sie darauf nicht mehr verzichten und setzen dem Befehl zum Verzicht „systematisch und bewußt“ Widerstand entgegen. Das strategische Ziel der Verzichtforderung spricht Brüggemann kaum und nur getarnt aus. Bevor wir es analysieren, sehen wir zu, wie die sexuelle Gefahr in der Schule sich von den beiden entgegengesetzten Polen zeigt, von der Gefährdung der Lehrer und den Unterdrückungs- und Verfolgungsmaßnahmen her.

2. Sexuelle Gefährdung der Lehrer

Die Lehrer sind zunächst nicht anders gefährdet als alle Erwachsenen, die mit Jugendlichen in Berührung kommen: sie können sich verlieben und körperliche Berührung begehren. Das Crescendo derartiger Gefahr belegt Brüggemann mit einem Zitat aus Stern: „Es kommt wohl auch vor, daß der Erwachsene zunächst nur von der allgemeinen Tendenz beseelt ist, mit jungen Menschen zusammenzusein, zu plaudern, zu wandern, zu kneipen, Sport zu treiben, daß aber dann mit steigender Vertraulichkeit auch die erotische Spannung stärker wird und schließlich in einem sexuellen Angriff sich entläßt“ (67). Für die Pädagogen sieht Brüggemann diese allgemeine Tendenz in der Berufsgrundlage verankert, „denn es gibt wirklich eine, wenn auch weitgehend tabuierte, Korrelation zwischen Pädagogik und Pädophilie“ (118). Dieser der Psychoanalyse verdankten Einsicht entspricht nicht nur, wie zu zeigen sein wird, eine verschärfte Abwehr, sondern auch ein extensiver, existenzialisierender Begriff von Pädagogik — „denn in der mitmenschlichen Struktur der schulischen Erziehung ist der Lehrer immer mit seiner ganzen Person (einschließlich seines privaten Lebens und seiner Intimsphäre) engagiert...“ (113). „Nicht umsonst spricht man in einem durchaus positiven Sinn vom pädagogischen Eros, der natürlich niemals ein aktives sexuelles Handeln meint, sondern ein in die tiefsten Wurzeln der Persönlichkeit reichendes geistiges Verhältnis zum jungen Menschen. Aber wenn aus dieser Haltung heraus das vom Lehrer zu fordernde Einfühlungsvermögen im Umgang mit jungen Menschen auch nur einen Schritt zu weit geht, dann entsteht schon jene Situation... Der Lehrer verläßt seine Grundposition als Erzieher und wird selbst Partner — aber in einem höchst negativen Sinne, nämlich Sexualpartner!“ Was daran so höchst negativ ist, wird in dem Abschnitt über Ziele der Triebsteuerung zu analysieren sein. Hier nur so viel: Brüggemann gibt nur die halbe Einsicht in die Sexualpsychologie des Lehrers. Er verschweigt wohlweislich, daß der Lehrer, in die Rolle eines zur Latenz verurteilten Liebhabers gedrängt, der zur Festigung irrationaler Autorität und Überlegenheit^{2a} die Liebe der Schüler auf sich ziehen soll, durch zwei — obwohl „in ihren tiefsten Wurzeln“ sexuelle — sexualfeindliche Reaktionen be-

2 a Vgl. hierzu Anm. 8.

herrscht werden wird: 1. durch Eifersucht gegenüber allen Liebesregungen, die nicht seiner Person gelten; 2. durch Abwehr von allem, was seine Latenz gefährdet. Die geforderte Persönlichkeitsstruktur des Lehrers ist derart, daß er die Pädophilie „gleichzeitig zu realisieren und zu unterdrücken vermag“ (119). Brüggemann nennt diese Leistung ein Kunststück oder schlicht die Bewährung.

Die Struktur dieser Bewährung bringt es mit sich, daß die sexuelle Gefährdung des Lehrers in vielfältiger Verkleidung auftritt, sei es als sexualfeindliche Überwachung, sei es als Sexualpädagogik. „Zu dieser Bewährung gehört unbedingt eine ständige Selbstprüfung der eigenen Motive zu sexualpädagogischer Aktivität, damit nicht der peinliche Zustand eintritt, daß alle Schüler längst erkannt haben, was nur der Betreffende selbst noch nicht von sich weiß, daß nämlich Aufklärung für ihn in demselben Sinne eine (sexuelle) Entlastung bedeutet, wie manchen primitiven Menschen das Erzählen von Zoten“ (122). Diese Gefahr ist eigentlich überall und in allem gegenwärtig. Vor allem in den Anfangsstadien gebe es „subjektiv kaum Unterscheidungskriterien, aus denen ein junger Lehrer ableiten könnte, ob er sich in die Gefahr dienstlicher oder gerichtlicher Bestrafung begibt“ (68). Und damit wandelt die sexuelle Gefahr ein weiteres Mal ihr Gesicht. Sie zeigt es jetzt zum erstenmal ohne höhere Maske: als die Gefahr, bestraft zu werden.

Für die Lehrer konkretisiert die derart zurückverwandelte sexuelle Gefahr sich zunächst als permanente Möglichkeit, in Verdacht zu geraten. „Man erkennt das breite Spektrum von Möglichkeiten, bei denen ein Lehrer in den Verdacht sittlicher Verfehlungen kommen kann! Deshalb ist jedem Lehrer nur nachdrücklich zu empfehlen, sich dieser Gefahr, die ja zudem manchmal bloß der Einbildung der Schüler entspringt, immer bewußt zu sein...“ (121). Folgt man Brüggemanns Empfehlungen zur Verdachtabwehr — als welche sich die Triebabwehr hier manifestiert —, verwandelt sich die Gesamtheit schulischer Tätigkeit, nein, das ganze Leben eines Lehrers in ein fortwährendes Sichern von Alibis. „Wie schwer ist es aber im gegebenen Fall, einen wirklichen Beweis für die Falschheit der Anschuldigungen zu führen!“ (72)

3. Die Verwandlung der Triebgefahr in Verfolgungsangst

„Es gehört viel Selbstkontrolle und Selbstdisziplin dazu, die im Lehrerberuf zwangsläufig miteinfließenden, aber das erzieherische Handeln nicht selten störenden Komponenten der eigenen Sexualität zu erkennen und vor allem zu beherrschen. Vom Lehrer wird aber nach Gesetz und Recht diese Selbstdisziplinierung als selbstverständliche Leistung in allen Lebensphasen und Unterrichtssituationen erwartet. Wenn er sie nicht vollbringt, läuft er Gefahr, seine berufliche und bürgerliche Existenz zu verlieren“ (114). Die Angst vor Verfolgung mischt sich unauflöslich in jene Regungen, deren Äußerung die Verfolgung nach sich ziehen könnte. Die wohlbegründete Angst vor der Vernichtung der eigenen beruflichen und bürgerlichen Existenz heftet sich unmittelbar an die Versuchung, das Verbot zu übertreten

und erscheint so als Triebangst. So mag es erklärlich sein, daß auch der OSR den Trieben unmittelbar die verheerende Macht zuschreibt, die Grundlagen einer geordneten Lebensführung der jungen Menschen zu vernichten, und die doch nur die für die Individuen überwältigende Macht institutionalisierter Unterdrückung ist. Durchforscht man den dunklen Theaterhimmel von Triebgefahr, unter dem der OSR seine Abwehrstrategie entwickelt, so entdeckt man endlich nichts als lauter Obrigkeit und Paragraphen, die dort oben scheinbar unveräußerlich und ewig hängen. Die Analyse aller Brüggemannschen Beschwörungen der Triebgefahr löst sie auf in die Verfolgungsdrohung, die keine rationale Begründung hat, weil es keine für sie gibt: die Triebe sind gefährlich, weil ihre Äußerung schreckliche Verfolgung auf sich zieht. In diesem System ist kein Interesse der von ihm erfaßten Menschen aufgehoben. Es steht gegen ihr Interesse. Der pädagogische Jargon überdeckt den Interessengegensatz mit Phrasen, wovon wir noch mehrere Proben werden geben müssen. Fürs erste führen wir nur vor, wie die arme versklavte Vokabel *Menschlichkeit* gezwungen wird, den Auftakt zur gnadenlosen Verfolgung von Triebfreiheit zu geben: „Menschlichkeit“, ruft unser Sozialisationsagent aus, „bedeutet nicht nur Duldung und Toleranz, sondern auch Selbstdisziplin und Verantwortung . . . Wer nicht sich selbst disziplinieren kann, kann auch keine Verantwortung (für sich und andere) übernehmen. Wer nur für sich Duldung und Toleranz beansprucht, stellt Menschlichkeit in Frage“ (127). Die Sätze sind, da sie etwas Ungenießbares verkaufen müssen, montiert nicht nach dem Kriterium der Wahrheit, sondern allein der Wirkung. Die Jugendlichen, die gegen das Triebverbot der Schule Sexualität praktizieren, fordern nicht „nur für sich“ Duldung. Um den letzten der zitierten Sätze von Brüggemann zu übersetzen, brauchen wir bloß das tendenziöse, nicht zur Sache gehörige Wörtchen „nur“ wegzulassen. Nun sage er den Satz noch einmal: „Wer für sich Duldung und Toleranz beansprucht, stellt Menschlichkeit in Frage.“ Hier ist die arme Menschlichkeit nun offenbar gar nicht mehr am Platze. Damit der Satz zu sich kommt, müssen wir die Vokabel austauschen. Wie im Traum die Zensur ein Gesicht oder ein Wort oder ein Ding über ein anderes, eigentlich Gemeintes, schiebt, so hier die politische Zensur eine zeitgemäße Vokabel über inzwischen kompromittierte Vokabeln. Zur Zeit muß man es in Menschlichkeit ausdrücken, was früher Volksgemeinschaft etc. hieß. „Wer für sich Duldung beansprucht, stellt Unterdrückung in Frage.“ Die rätselhaften, nie erklärten „katastrophalen Folgen“ sexueller Praxis reduzieren sich auf nichts anderes als auf die terroristische Verfolgung durch die in Frage gestellte Herrschaft.

Die reibungslos funktionierende Herrschaft setzt voraus, daß es gar nicht erst zu Verstößen kommt, weil die Menschen die Unterwerfung fraglos verinnerlicht haben. Die Sexualunterdrückung wird zwar dort schlagend sichtbar, wo die Agenten und Institutionen der Herrschaft gegen deren Infragestellung zurückschlagen. Ihr Funktionszusammenhang konzentriert sich aber darauf, Widerstand gar

nicht erst aufkommen zu lassen. Das Unterdrückungssystem muß also in der alltäglichen Normalität, die nicht durch offene Verfolgung gekennzeichnet ist, begriffen werden. Zur Aufrechterhaltung glatt funktionierender Normalität stellt der OSR eine umfunktionierte Sexuaufklärung in Dienst. Es sei „dringend notwendig, junge Menschen über die rechtliche Beurteilung sexueller Handlungsweisen besser zu informieren, damit sie wissen, daß eine unbeherrschte Handlung von nur wenigen Sekunden oder Minuten Dauer katastrophale Folgen für das ganze Leben haben kann“ (89). Zu untersuchen sind nun die Funktionen der Verfolgungsmaßnahmen und die strategischen Ziele der schulischen Triebsteuerung.

III. Funktionen und Sexualverfolgung

Die allgemeine Sozialisationsfunktion der Sexualverfolgung, die an der Oberfläche offenliegt und auch vom OSR einverständlich vorgewiesen wird, ist die der Einfügung des Nachwuchses in die Ordnung, die Brüggemann fälschlicherweise als „die von der Gesellschaft gewollte“ vorstellt (9). Er betont, „daß nach der heute herrschenden Auffassung sexuelle Aufklärung nur ein Teil der Sexualpädagogik sein kann und daß der heranwachsende junge Mensch für seine Entwicklung zum Mann oder zur Frau einer viel breiter angelegten pädagogischen Führung bedarf, als nur einer Belehrung über die biologischen Vorgänge bei der Zeugung“ (7). Führung, Ordnung, Autorität sind die leitenden Begriffe, Brechung des Triebwiderstands gegen das Verzichtgebot und selbstverständliche Anpassung sind die Ziele. Es versteht sich, daß diese Zwänge der sprachlichen Tarnung bedürfen. Zwang heißt Geleit und Hilfe. Das Unterwerfungsziel wird so ausgedrückt, „daß junge Menschen in eine gegebene Ordnung hineinwachsen“ (7). Kritik an dieser Ordnung findet nicht statt, nur an ihrer „Doppelbödigkeit“, spricht: an ihrer nur partiellen Durchsetzung in der Gesellschaft. Demgegenüber erscheint die Schule „als Teil der gesellschaftlichen und staatlichen Ordnung, als Anstalt“ (9), die eine aus der Gesellschaft hereinwirkende „weit verbreitete und ungeheuer wirksame negative Sexualpädagogik“ abwehren und wirkungslos machen soll, „die sich als sexuelle Verführung in all ihren Schattierungen diese Doppelbödigkeit zunutze macht!“ (8) Sexualpädagogik habe neben der „personalen“ diese „allgemeine Seite“, „die sich in bestimmten Ordnungen, Institutionen und Normen darstellt. In diese Ordnungen, soweit sie rechtlich relevant sind, muß sich dann jeder einfügen, auch wenn er sie vielleicht ablehnen möchte oder aus Mangel an Belehrung nicht genügend kennt. Fügt er sich nicht ein, so kommt es zu Konflikten“ — d. h. zu Straf- und Verfolgungsaktionen —, „bei denen fast immer die größeren Machtmittel auf seiten der ... Ordnung zu finden sind“ (8). Ohne sie deshalb zu kritisieren, benennt Brüggemann sogar den Klassencharakter der Ordnung, der er dient: „Man kann geradezu sagen, die Schule wird im Fall eines sexuellen Konflikts zum Vollzugsorgan der bürgerlichen Moralordnung“ (105); „es ist ... streng genommen die

Sexualmoral der oberen Schichten des deutschen Bürgertums“ (105). Zum Vollzugsorgan wird nach Brüggemann die Schule „durch die soziale Zugehörigkeit (der Lehrer) zu eben dieser Schicht“ (105). Spätestens an dieser Stelle merkt man, daß dieser theoretische Aufschwung zur Analyse des Klassencharakters gezielt daneben geht. Es ist mindestens illusionäre Selbsttäuschung, wenn einer meint, weil er Ober-Schulrat oder Oberschullehrer ist, gehöre er schon zur oberen Schicht des deutschen Bürgertums³. Auch ist die Brechung und Modellierung des Trieblebens, wie der OSR sie als Funktions-träger vertreten muß, nicht identisch mit der Moral der Oberklasse. Deren von Zinseszinsen oder Grundrente etc. zehrender, genießender Teil bedarf einer solchen Moral für sich selbst keineswegs, allenfalls für die Aufrechterhaltung von Ordnung und Unterwürfigkeit des gesellschaftlichen Betriebs, dessen Erträge er sich weiter ungestört und ohne eigne Arbeit aneignen möchte. Das für die Gesamtklasse der Kapitalisten Funktionelle der herrschenden Sexualmoral liegt nicht darin, daß sie ihre eigene Moral und Triebstruktur um jeden Preis in den unteren und mittleren Klassen reproduzieren wollen. Funktionell bestimmt ist die Triebmodellierung durch ihre Funktionen für die Reproduktion des Gesamtsystems. Diese Funktionen liegen weder an der Oberfläche, noch zeigt der OSR sie vor. Sie können sich nur aus der Analyse seiner Strategie und des vorgelegten Materials ergeben.

Funktion des Gymnasiums ist das Heranziehen bis zur Hochschulreife des Nachwuchses für mittlere und höhere Führungspositionen in Staat und Gesellschaft. Bildung und Elitebildung sind dabei funktionell unauflöslich ineinander verwoben. Der Akzent liegt, je niedriger die Herkunft der Schüler, desto schärfer auf Auslese: je höher, desto mehr auf dem individuellen Heranziehen. Die immanenten Kriterien der von Brüggemann vorgelegten Fallgeschichten, nach ihrem Ausgang betrachtet, zeigen diese Akzentverschiebung je nach Klassenlage — soweit sie überhaupt soziale Daten enthalten —

3 Lehrer gehören nicht zur bürgerlichen Oberklasse, sondern zum Staatsapparat, nicht anders als Soldaten, Polizisten und andere Beamte; ihr Einkommen hat die Form von Sold und fließt aus dem Teil des Mehrprodukts, den der Staat über die Steuern sich aneignet. Die Tätigkeit der Lehrer unterscheidet sich ihrem Inhalt nach grundsätzlich von der anderer Teile des Staatsapparats. Zwar wird ihnen Einführung in die und damit Stabilisierung der höheren Klassen übertragen, und insofern hat ihre Tätigkeit vom Inhalt her Klassencharakter. Der rationale Kern ihrer Tätigkeit bestimmt sich aber anders: in gesamtgesellschaftlichem Interesse reproduzieren sie nach geltendem Standard die Grundlagen der Produktivkraft Arbeit. Von Stellung und Funktion der Lehrer her ist demnach ihre politische Ausrichtung auf die Oberklassen, mit deren Bestrebungen sie sich vor allem im Deutschland der letzten hundert Jahre identifizierten und als deren Agenten und privilegierte Lakaien sie fungierten, keineswegs automatisch mitgegeben. In Frankreich etwa haben sich auf der Basis der inhaltlich gesamtgesellschaftlichen und der Form nach nicht-kapitalistischen Seite der Lehrertätigkeit sozialistische Lehrer-gewerkschaften und ganz andere Traditionen herausgebildet.

übereinstimmend und deutlich. Bei Schülern in der Situation sozialen Aufstiegs werden Anpassungsleistungen zum entscheidenden Kriterium. Vor allem in der Mittelstufe, also in der Zeit sexueller Reife, spielt die Anpassung an die vorgegebenen Normen im Prozeß der Triebmodellierung eine in vielen Fällen entscheidende Rolle. Das Aussprechen von Wörtern aus der sexuellen Niedersprache, Vorführung von Masturbation bzw. mutuelle Onanie, das Herumzeigen pornographischer Bilder und Texte oder andere Spielereien können zum Schulausschluß führen. Bevor wir die Kriterien der Beurteilung und Verfolgung sexueller Praktiken der Schüler durch die schulischen Autoritäten analysieren, soll die Technik soziosexueller Selektion näher beschrieben werden. Schärfste schulische Sanktion für sexuelle Praxis ist der vom Ministerium verfügte Ausschluß aus allen höheren Schulen des Landes. Die Schule ihrerseits kann Entlassung aussprechen. Wenn der oder die Entlassene aus besser gestellter Familie stammt, erwirkt diese in der Regel die Aufnahme in eine andere Schule. In diesem Fall macht die alte Schule, je nach sozialen Umständen, Meldung über das Sexualdelikt an die neue Schule. Häufiger erreicht die Schule die Abmeldung des Schülers durch Druck auf die Familie, oft ergänzt durch Einweihung der übrigen Elternschaft. Brüggemann empfiehlt dringend, den Selektionsvorgang — gesetzt, es handle sich um Kinder aus der Unter- oder unteren Mittelklasse —, unauffällig und sozusagen technokratisch abzuwickeln. Nirgends äußert er sich so zynisch wie bei derartig zweideutigen Verhaltensvorschlägen an seine Kollegen. Bei Abhandlung der Liebesbeziehung von Mädchen mit erwachsenen Männern gibt er die bereits zitierte Prophezeiung, besten Willens, sie auch tatkräftig erfüllen zu lassen: „aber nach allem, was wir von der inneren Dynamik solcher Beziehungen heute wissen, ist die erzieherische Prognose für solche Kinder ... nicht gerade geeignet, hochgespannte Erwartungen hinsichtlich einer menschenwürdigen Zukunft zu hegen“ (96). Konsequenz: Ausschluß aus der höheren Bildung, Einweisung ins Erziehungsheim, diese Schule des Verbrechens und der Prostitution, und die Prognose ist, zum wortreich geäußerten Bedauern der Verfolger, in Erfüllung gegangen. Wenn es irgend geht, rät Brüggemann von drastisch-eklatanten Strafen ab. Es geht ja viel einfacher. „Gewiß“, gibt er augenzwinkernd zu bedenken, „werden die schulischen Leistungen des Betreffenden dadurch nicht besser werden, vielleicht ist deswegen nach einiger Zeit eine Trennung angezeigt“ (78). Der OSR muß es sich in dieser Veröffentlichung versagen, deutlicher zu werden; vielleicht vermag er deutlicher es auch gar nicht sich bewußt zu machen. Sagen wir es stellvertretend deutlicher, wie nach seiner Meinung der Lehrer „dem Gestrauchelten mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln helfen soll, wieder auf den richtigen Weg zu finden“ (78): „Gewiß werden die *Zensuren* des Betreffenden dadurch nicht besser werden, vielleicht ist deswegen nach einiger Zeit eine Trennung angezeigt.“

Wie immer verfolgt oder vertuscht werde, die Fachleute sind sich darin einig, beim Erwischtwerden regiert der Zufall (46). Brügge-

mann findet diese Zufälligkeit ungerecht wie vor ihm Stern und Hoffmann. Sie alle fänden es gerechter, alle sexuellen Praktiken der Schüler würden aufgespürt und gleichermaßen der Bestrafung zugeführt, wobei im Effekt nurmehr die soziale Privilegierung der Besergestellten die Unterschiede setzen würde. Sie übersehen dabei, daß gerade die Zufälligkeit eine wichtige Anpassungsfunktion hat. Sie ist geeignet, das Irrationale als selbstverständliche Gegebenheit einzuüben. Sie züchtet Doppelmoral. Sie hält die nicht Erwischten zur Verurteilung derer an, die es erwischt hat. Pech haben heißt schuldig sein, und den Letzten beißen die Hunde. Wie die Schule dieses würdige und staatstragende Erziehungsziel erreicht, soll im folgenden analysiert werden.

IV. Kriterien der Beurteilung und Verfolgung sexueller Praktiken der Schüler durch die Schule

Vom Standpunkt der Unterdrückung aus besteht die sexuelle Gefahr abstrakt gesehen in der Möglichkeit sexueller Praxis schlechthin. Untersucht man die Fälle und ihre Beurteilung, zeigt sich in der Vielfalt eine erstaunlich einheitliche und logische Struktur. Fragt man einerseits nach den Kriterien, die den Bestimmungen sexueller Gefahr zugrunde liegen und zugleich Grade der Gefährlichkeit messen lassen, so kommt man zu folgendem Profil:

Tabelle 1⁴:

Schulische Kriterien der Beurteilung und Verfolgung von Triebgefahr

ungefährlicher	gefährlicher
einsam	gemeinsam
oberflächlich	intensiv
heimlich	offen
obszön	liebervoll

Diese Kriterien liegen auch den disziplinarischen Reaktionen der Schulen auf Fälle sexueller Praxis der Schüler zugrunde. Sie können mit keinem Satz besser charakterisiert werden, als mit einem von Brüggemann gebrachten Zitat aus der Stellungnahme einer Schule zu gegenseitiger Masturbation in einer Gruppe von 13- bis 15-jährigen Schülern: „Das ... Ministerium stellte in sechs Fällen fest: Erstaunlich sittlicher Tiefstand ...“ (64). Die sprachliche Fehlleistung des zitierten unbekanntes Sozialisationsagenten gibt wahrheitsgetreu Auskunft über die sittlichen Verhältnisse. Von erstaunlichem „sittlichen Tiefstand“ zeugen die Kriterien offizieller schulischer Beurteilung sexueller Praxis der Schüler. Und was die Schule als gefährlichsten Tiefstand beurteilt und verfolgt, ist erstaunlich sitt-

4 Die in dieser und den folgenden Tabellen zusammengestellten Kriterien strukturieren sowohl das vorgelegte kasuistische Material als auch Brüggemanns Kommentare und Empfehlungen. Die wichtigsten Belege sind in den fortlaufenden Text (etwa im Abschnitt V, Ziele der schulischen Triebsteuerung) eingebaut. An dieser Stelle das ganze Material und seine Auswertung vorzuführen, würde die Analyse sprengen.

lich. Für die bürgerliche Moral und ihre Funktion im System sozialer Herrschaft ist die in obiger Tabelle offengelegte, sonst unter Phrasen verborgene Struktur charakteristisch. Diese Struktur steht in konträrem Widerspruch zu den kulturellen Werten, wie sie an der Oberfläche der salbungsvollen Phraseologie erscheinen. Wie dieser Widerspruch funktionell zu begreifen ist, wird im Abschnitt über die Ziele der Triebsteuerung zu untersuchen sein.

Die Strategie der Schule läßt sich begreifen nicht, wie Brüggemann behauptet, als Schaffung eines Schutzraums zur Garantie ungestörter natürlicher Entwicklung, sondern im Gegenteil als umfassende künstlich-gesellschaftliche Anordnung zur Modellierung und Steuerung des Trieblebens. Nicht die natürliche Entwicklung, sondern die institutionelle Steuerung soll störungsfrei bleiben. Generalziel ist: der Sexualtrieb soll von jeglicher sozialer Betätigung abgehalten werden. Jede seiner Regungen bedeutet daher eine Gefahr. Wo sexuelle Regungen nicht aufkommen dürfen, ist ferner alles, was sie erregt, eine Gefahr, die es auszuschalten gilt. Seit der Veröffentlichung des ersten Kinsey-Reports bezieht man die Selbstbefriedigung ins Normale ein. Brüggemanns Buch spiegelt wider, daß und in welcher Weise sich die Schule damit abfindet, daß die Schüler sich selbst sexuelle Befriedigung verschaffen. Die Unterdrückung setzt mit aller Härte dort ein, wo die Sexualität die Grenze des einzelnen Selbst überschreitet. Die Unterdrückung wird desto brutaler, je weiter der Trieb sich aus der Einsamkeit in praktische Gemeinsamkeit hinauswagt. Die Unterscheidung der Grade von Verwerflichkeit folgt dabei der Logik der weiter oben zusammengestellten Kriterien. Hieraus ergibt sich folgende Skala:

Tabelle 2:

Abstufungen des Triebverbrechens und der Unterdrückung

Skala der Verwerflichkeit:

(einsame Selbstbefriedigung)
 unsittliche Reden
 pornographisches Material zeigen
 den eigenen Körper zeigen
 einen anderen Körper berühren
 gemeinsame Sexualbefriedigung
 mit flüchtigem Erlebnis
 gemeinsame Sexualbefriedigung
 mit intensivem Erlebnis

**Skala der schulischen
 Reaktion:**

von: hinzunehmen

bis: auszusondern

Der Einfachheit halber sind in dieser Skala eine ganze Reihe von Umständen weggelassen, die die Sache komplizieren. Zum Beispiel wird ein Tatbestand, wenn sexuelle Praxis, auch gemeinsame, gegeben ist, dadurch noch verwerflicher, daß die Beteiligten davon sprechen. Hier wird ein Effekt als Gefahr angesehen, der in der Sprache der Schule „Ansteckungsgefahr“ heißt. Eine weitere Graduierung bemißt sich am Wegfall spezifischer Schranken, Hemmungen, Hüllen (z. B.

der Kleidung). Die Fallberichte nehmen sich dementsprechend umständlich aus. Als Beleg mag folgender „Fall“ für viele andere stehen (die Zusätze in Klammern sollen die Informationsstruktur hervorheben):

„(1. Umstandsbestimmungen der Situation;) Während der Biologiestunde einer Untertertia im verdunkelten Raum (2. Umstandsbestimmungen der sexuellen Praxis;) öffneten zwei Jungen ihre Hosen (3. die sexuelle Praxis;) und spielten jeweils mit dem Geschlechtsteil des anderen (4. Angaben zur Intensität;) jeweils einige Minuten. Orgasmus nicht nachgewiesen ...“

Schulische Reaktion: „Verhandlung in der Klassen- und Gesamtkonferenz. Strafe: Androhung der Entlassung. Klassenlehrer und Schulleiter hatten vertrauliche Aussprachen mit den Schülern“ (54).

Nach Tabelle 1 sind folgende Kriterien erfüllt: gemeinsam — oberflächlich — eher heimlich als offen. Nach Tabelle 2 wäre die Geschichte einzuordnen als wechselseitige Berührung mit der Richtung auf gemeinsame Befriedigung. Entsprechend terroristisch — und relativ milde zugleich — fällt die Reaktion der Schule aus.

Beurteilung und Verfolgung von Fällen sexueller Praxis werden weiter modifiziert durch die Zugehörigkeit der ertappten Schüler zu unterschiedlichen sozialen Klassen⁵. Je höher die Stellung der Eltern der Betroffenen in der Gesellschaft, desto milder fällt die Beurteilung bei sonst analogem Tatbestand aus. Als weitere Faktoren der Verschärfung kommen Altersunterschiede und der Geschlechtsunterschied hinzu⁶.

Tabelle 3:

Strafmodifizierende Merkmale sexueller Partnerschaft

strafverschärfend:	strafmildernd:
Altersunterschied	Altersgleichheit
Andersgeschlechtlichkeit	Gleichgeschlechtlichkeit
Klassenunterschied	Klassengleichheit

5 Soweit in der Kasuistik überhaupt Informationen zur Klassenlage mitgeliefert werden, tritt der Klassencharakter der Entscheidungen relativ einhellig hervor. Viele Fallgeschichten enthalten solche Informationen allerdings nicht. Bei denen, die sie enthalten, fällt die Polarisierung auf: entweder handelt es sich um Kinder „wohlangesehener Bürger“ oder um Kinder aus der Unterklasse oder „aus ungeordneten Verhältnissen“. Für die Verfasser der Fallberichte könnten die Abweichungen nach oben und unten von ihrer eigenen Situation die Einfügung von Informationen zur sozialen Lage der Betroffenen motiviert haben.

6 Verschärfend können noch die familiären Verhältnisse wirken, etwa wenn die Eltern geschieden sind oder ein Elternteil in wilder Ehe lebt. Geschiedene Ehefrauen oder Kriegerwitwen, die sich, ohne erneut zu heiraten, mit ihrer sexuellen Frustration nicht abfinden, können damit rechnen, daß sie, bei geringfügigem Anlaß, in ihren Kindern bestraft werden.

V. Ziele der schulischen Triebsteuerung

Nach dem sozialisierungstechnischen Bewußtseinsstand, den OSR Brüggemann repräsentiert, kalkuliert die Schule bewußt ein, „daß von vielen jungen Menschen, die ein Gymnasium besuchen“, so komisch es klingt, „Sexuelles gedacht und getan wird (oft ohne das Bewußtsein, daß es sich eben um Sexuelles handelt)“. Dagegen ist nichts zu machen. „Es kommt also nicht darauf an, sexuelle Aktivität um jeden Preis zu verhindern, sondern sie so zu steuern, daß sie in altersgemäßen und verantwortbaren Formen entfaltet werden kann“ (110). Was ist altersgemäß und was nicht? Die bruchstückhaften Begründungen, die Brüggemann ab und zu einstreut, verdienen kaum besondere Beachtung. Es sind etwas unsichere Versuche, soziale Normen sowie die unterschiedlichen sozialen Modellierungen der beiden Geschlechter und der verschiedenen Altersstufen zu biologisieren⁷. Derartige Ansätze sind nicht mehr als dünne Rationalisierungen. Im folgenden soll versucht werden, aus dem Material den strategischen Zusammenhang der Triebsteuerung zu erschließen. Nicht also die Frage der Altersgemäßheit einzelner Regelungen ist zu erörtern, sondern ihre funktionelle Bedeutung für die Triebsteuerung.

An der Oberfläche begegnet zunächst die drastische Regelung: „Nach unserer Meinung ist die Schule als ein Organ der Gesellschaftsordnung verpflichtet, keinen Zweifel daran zu lassen, daß sie intime Sexualbeziehungen von Minderjährigen entschieden ablehnt!“ (67) Die Ablehnung wird rationalisiert mit dem Verweis auf Frühehen und Kinder, als gäbe es keine hormonale Empfängnissteuerung. Die Begründung ist Nebensache. Zu analysieren ist, was sich unterhalb dieses Generalverbots abspielt. Den Übergang hierzu gibt eine Erfolgsmeldung im schulischen Kampf um die Herrschaft über die Sexualtriebe der westdeutschen Oberschuljugend. Auf die Frage, wie und in welcher Weise effektiv die schulische Strategie in diesem Kampfe ist, möge der OSR selber antworten: „Wir möchten aufgrund persönlicher Eindrücke die Behauptung wagen, daß die sexuelle Aktivität der Mehrheit unserer heutigen Gymnasiasten auf Techtelmechtel und auf autistische Formen der sexuellen Befriedigung beschränkt bleibt! . . . Die ‚sexuelle Emanzipation‘ der heutigen Jugend, soweit sie Gymnasien besucht, ist also im faktischen Sexualverhalten keineswegs so ‚frei‘, wie eine gewisse Publizistik es gerne darstellt und wie sich die Jugend infolge ihrer eigenen Publizität auch selbst versteht!“ (74) Lassen wir die Anführungszeichen, in die er Freiheit

7 „Bei den Mädchen“, unterstellt Brüggemann, „liegen die Voraussetzungen hinsichtlich der biologischen Determinanten des Verhaltens natürlich anders“ (72). Konsequenterweise meint er dafür, daß sie gleich liegen in unterschiedlichen sozialen Formationen und historischen Epochen. „Die Problematik der menschlichen Sexualität ist allerdings“, glaubt er, „für jede Jugendgeneration ziemlich genau die gleiche wie für alle vorangegangenen Generationen!“ (110) Wer derart gegen alle wissenschaftliche Erkenntnis die radikale Veränderung der Triebstrukturen im Rahmen der allgemeinen sozialgeschichtlichen Veränderungen leugnet, der möchte weitere Veränderung undenkbar machen.

und sexuelle Emanzipation setzt, weg, so hat Brüggemann mit dieser Erfolgsmeldung zweifellos recht, und dies vorläufig noch immer, der Schülerbewegung zum Trotz. Widerstand ist zwar gegen das Generalverbot aufgestanden. Aber das Generalverbot ist solide unterbaut; damit es überhaupt möglich ist, muß ein langer Prozeß bereits abgelaufen sein. Die Gymnasialzeit umfaßt nur einen Ausschnitt aus diesem Prozeß der Triebmodellierung. Entscheidende Steuerungen werden innerhalb dieses Abschnitts wiederum vor vollendeter Sexualreife festgelegt, so daß das Koitusverbot nur die späte Krönung darstellt.

Die im vorigen Abschnitt zusammengestellten Kriterien der Beurteilung und Verfolgung sexueller Praxis bei Gymnasiasten wirken ganz im Sinne der zitierten Erfolgsmeldung. Es wird sich zeigen, daß diese allerdings noch um einige pathologische Erfolge zu ergänzen ist. Manifeste Sexualpraxis der Gymnasiasten wird rigoros in die Einsamkeit getrieben. Korrelat der Triebeinsamkeit ist die Heimlichkeit. Die ganze Schärfe der Tabuierung ist darauf gerichtet, die Übergänge der Sexualpraxis vom einen Individuum zum anderen, aus der Einsamkeit in die Gesellschaft, aus der Innerlichkeit in die Äußerung abzuschneiden. Schauen und Zeigen, Berühren und Berührenlassen werden rabiater unterdrückt, lange bevor der Koitus in Frage steht, doch bilden die frühen Steuerungen mit seiner Abwehr und Präformierung einen funktionellen Zusammenhang. Wiederum mit fadenscheinigen Rationalisierungen und unsinnigen psychoanalytischen Hilfskonstruktionen stellt Brüggemann selber den Zusammenhang her. Vom Donjuanismus, also der krankhaften männlichen Jagd von Frau zu Frau, bei deren keiner Befriedigung gefunden wird, behauptet unser Fachmann, er entstehe dadurch, daß männliche Jugendliche von der ersten Ejakulation an sexuelle Beziehungen zum anderen Geschlecht realisierten (52, Anm. 7). „Nach dieser Erkenntnis“, schließt er messerscharf, „kommt man natürlich zu einer leichteren Qualifizierung der (einsamen) Masturbation“ (52). Wir kommen darauf noch zurück. Fürs erste interessiert dieser technische Zusammenhang: für die Abwehr heterosexueller Beziehungen erhält die einsame Masturbation funktionelle Bedeutung. Die scheinbare Liberalisierung in der schulischen Einstellung zur einsamen Triebabfuhr geht aber einher mit verschärfter Abwehr der aus sich herausgehenden Lust. So erfahren die dieser Steuerung unterworfenen Kinder und Jugendlichen das Soziale in seiner für sie nächstliegenden Bedeutung als das dem Trieb extrem Entgegengesetzte. Alle schulischen Disziplinarmaßnahmen, „pädagogischen Führungsgespräche“ etc. reduzieren sich auf dies eine Ziel: Retablierung der Triebeinsamkeit. Das erwünschte Ziel wäre die fügsame Klassengemeinschaft zwangsisolierter triebeinsamer Individuen, die auf die Lehrer fixiert und dadurch von diesen lenkbar sind. „Denn die Liebe zum Lehrer“, so rechnet der OSR mit Stern, „überträgt sich auf den Gegenstand seines Unterrichts“ (71). Den Lehrern, die die komplementäre Rolle spielen müssen, ergeht es nicht besser. Auch ihre sexuellen Regungen, die sich auf die Schüler richten, werden derart

eingebaut, haben hierfür „rein geistig“ zu bleiben, „ein in die tiefsten Wurzeln der Persönlichkeit reichendes geistiges Verhältnis zum jungen Menschen“ (119). Die Unterdrückung der sozialen Verwirklichung des Triebes, strategisch abgesichert durch die Freigabe seiner einsamen Manifestation, hat also die Funktion, latente Strebungen zu unterhalten, die in Dienst genommen werden können. Die eigentümliche „Autorität und Überlegenheit“, die der Lehrer als Rolle aktiv zu spielen und auf die er die Schüler passiv auszurichten hat⁸, bedarf derartiger latenter sexueller Fixierungen. Sie sind der sozialpsychologische Stoff, aus dem die irrationale Führungsautorität sich zusammensetzt. Die latente Sexualität der Lehrer, die diese Führungsautorität verkörpern müssen, ist die andere, nicht weniger manipulierte Seite des Verhältnisses. Die Lehrer werden von den staatlichen Organen in die gesellschaftliche Situation permanent geforderter und angereizter „Perversion“ (Pädophilie) gebracht, die sie als irrationale Führungsautoritäten darzustellen haben. Zugleich werden diese pädagogischen Führer vom Staat außerordentlich subaltern gehalten, was niemals in solchem Umfang möglich wäre, würden sie nicht in begründeter Verfolgungsangst vor der Triebkonstellation, in die der Staat sie stellt und die sie sich aber selber zuschreiben, gehalten.

Erst durch die Zwangsvereinsamung wird der Trieb asozial. Die Pathologie ist von dem hier analysierten Prozeß der Triebsteuerung nicht wegzudenken. Der Donjuanismus — mit seiner Struktur inzestuöser Fixierung, deren Objekt verdrängt ist und aus der Verdrängung heraus alle folgenden Objekte zu unbefriedigenden Surrogaten macht, die in tendenziell endloser Reihe durchprobiert werden⁹ — fällt mindestens nicht außerhalb der regelmäßigen pathologischen Produkte im Prozeß der Herstellung der von der Schule angezielten Normalität. Hier interessieren weder klinische noch kriminelle Pathologie. Man darf sich nicht von entsprechender Ausrichtung der Kasuistik ablenken lassen. In erster Linie muß die Pathologie der Normalität interessieren. Der überwiegende Teil der Normalschäden, die der schulische Triebsteuerungsprozeß den Gesteuerten zufügt, bleibt aus den Überlegungen und Fallgeschichten Brüggemanns ausgeschlossen, wie nicht anders zu erwarten. Die Schule kann sich nicht für ihre Opfer interessieren. Was dem Ideal des pädagogischen Jargons nicht entspricht, schiebt sie auf die fatale Natur der Betroffenen und hat doch zumindest daran mitproduziert. Gewisse Schadensfolgen schulischer Sexualsteuerung dienen gerade-

8 Zustimmung zitiert Brüggemann Stern: „ist diese Verdrängungstendenz allgemein menschlich“, was Unsinn ist, da Verdrängung gesellschaftliche Triebunterdrückung voraussetzt —, „so kann sie eine besondere Stärke dort gewinnen, wo der Mensch von Berufs wegen anderen Menschen gegenüber eine besondere Autorität und Überlegenheit auszuüben hat“ (124).

9 Vgl. Sigmund Freud, Über die allgemeinste Erniedrigung des Liebeslebens, G. W., Bd. VIII.

zu als Standardbeispiele für die Notwendigkeit dieser Steuerung. Das Verfahren läßt sich etwa so darstellen: man schlägt ein Gesicht zur Fratze und sagt anschließend: jemand, der so fratzenhaft aussieht, hat die Schläge auch verdient. Die Unterdrückung sozialer Äußerung der Sexualität erzeugt das Unterdrückte regelmäßig in fratzenhafter Verdinglichung wieder. Als Zugerichtete sind die Triebe am Ende wirklich gefährlich oder wenigstens so, wie die Sprache des OSR und der von ihm vorgelegten Kasuistik sie benennt: „übel, häßlich, gemeinst, übelst, schmutzig, unflätig“ (vgl. 33, 37, 39, 41, 55). Die zwangsprivatisierten Triebe brechen in die Gesellschaft wieder ein als „Seuche, Ansteckung, Anfälligkeit, Mißbrauch und Unzucht“ (vgl. 39, 49, 81, 94). Die Schule verwendet erstaunlich viel Energie darauf, den Trieben jede andere Möglichkeit des Ausdrucks und der Verwirklichung zu nehmen. Größte Bedeutung hat in diesem Zusammenhang die intensiv betriebene Sprachregelung. Für ganze Komplexe sexueller Äußerung steht nur „schmutzige Sprache“, Sprache der „Gosse“ bereit. Brüggemann ortet diese Sprache halbausdrücklich als Unterklassensprache. Sie ist aber nach ihrer Struktur zu befragen. Diese spiegelt extreme Verdinglichung wieder, wie die vorliegende Kasuistik bezeugt. Aus dem Wechselspiel von Verfolgungsdrohung, Unwissenheit, Isolation und Verbrechensform der sexuellen Befriedigung resultiert deren Verdinglichung, die von der Sprache gespiegelt und zugleich, da keine andere bereit steht, vorgegeben wird. Ein Junge spricht dann die Lust aus als die Art, „wie man ein Säfte macht“ (56), oder als „Pinkelmassage“ (57). Die Lust spricht sich hier sprachlos an einem Ding aus. In diesem Beweis, den die vorgegebene Sprachbahnung allein ihr übrig läßt, ist sie verloren. „Zwölfjähriger Schüler onanierte auf der Toilette und packte den Erguß in Papier ein, das er anschließend in der Klasse herumreichte. Anzeige durch Schüler. Kein offizielles Disziplinarverfahren, Schüler im Einvernehmen mit den Eltern von der Schule entfernt“ (91). Dieserart sprachloser Sprache der Lust ist ihr eigener Verrat schon mitgegeben von der schulischen Triebsteuerung. Nicht zufällig treten Schüler als Denunzianten auf. Was in obiger Fallgeschichte in verschiedene handelnde Personen zerlegt vorkommt, wird im Fortgang in jeder Person selber zusammengefaßt und geht wie ein Riß durch sie hindurch. So wird die Befriedigung gezwungen, sich, wenn sie überhaupt sich ausspricht, zu verhöhnen.

Die Mischung aus Lüsternheit und höhnischer Preisgabe ist überhaupt fürs Obszöne der im hier untersuchten Triebsteuerungsprozeß anfallenden Art charakteristisch. Es ist bestenfalls Heuchelei aus Unwissenheit zu behaupten, daß nur „manchen primitiven Menschen das Erzählen von Zoten eine (sexuelle) Entlastung bedeutet“, wie Brüggemann einfließen läßt (122). Die allgemeine Erniedrigung des Liebeslebens, neben anderen Formen zur Zotenform, ist die normale Pathologie eines Steuerungsprozesses, der die Triebe in die Einsamkeit und in den Untergrund zwingt. Nicht der Primitive, sondern die Kultivierung der hier beschriebenen Art produziert die Zoten, die in diesem Zusammenhang allein von Interesse sind. Der

Herrenabend als einer ihrer sozialen Orte mag genügen, einen Zusammenhang mit Kultivierung zu belegen. Freilich empfiehlt sich, auf Unterschiede im zugrunde liegenden Herr-Knecht-Verhältnis zu achten. Hat der Herr über seinen Witz gut lachen, wenn das Verklavte in der gesellschaftlichen Wirklichkeit deutlich außer und unter ihm vorkommt und auch zu seiner objektiven Verfügung steht, so ist für die auf Selbstverdinglichung fußende Zote eine Verinnerlichung des Verhältnisses charakteristisch. Das Lachen hat Klassencharakter. Die Gymnasiasten werden zwar zu Führungspositionen in der Klassengesellschaft herangezogen, aber, wenn von familiärer Position her nicht anders vorgegeben, zu subalternen. Ihre Herrschaft hat sich allererst und während einer langen Sozialisationszeit über sie selbst zu erstrecken. „Einordnung einer beherrschten Sexualität in das Gesamtgefüge einer gebildeten Persönlichkeit!“ ist das einschlägige Sozialisationsziel, wie Brüggemann es ausspricht (26).

Neben der Selbstbeherrschung ist es die „Verantwortung“, die als Modellierungsziel immer wieder ausgesprochen wird. Wie alle Zielwörter muß auch dieses doppeldeutig sein und eine vernünftige Deutung mindestens zulassen, weil sonst Unterdrückung und Abrichtung allzuleicht durchschaut würden. Es geht in keiner Weise darum, sich in einer Assoziation freier Individuen vor sich und den andern zu verantworten¹⁰. Sondern es geht um die Verantwortung, zu der man von oben gezogen wird. So heißen im pädagogischen Jargon Selbstbeherrschung und Verantwortung nichts als Verinnerlichung von Herrschaft, Unterdrückung, Kontrolle.

Das schulische System der Triebsteuerung basiert also auf dem Unterbinden sozialer Äußerung der Sexualität. Sehen, Zeigen, Berühren, gemeinsame Praxis werden durch ein abschließend zu beschreibendes System von Kontrollen, Abwehrmaßnahmen und Sanktionen verunmöglicht oder in den Untergrund getrieben. Durch umfassende sprachliche Steuerungen wird den sexuellen Regungen der Ausdruck verwehrt. So wird der Trieb sprachlos und abwegig. Wenn er sich mit der Einsamkeit und absoluten Heimlichkeit nicht zufriedengibt, bleibt er auf Aktivitäten im Untergrund, an abwegigen Orten verwiesen. Die hierfür vorgegebenen Sprachbahnungen lassen nur extrem verdinglichten Ausdruck zu. Es ist unmöglich, sich sprachlich in ihnen zu bewegen, ohne damit automatisch die Verurteilung des derart zugerichteten Triebs zu übernehmen. In der so

10 Nur wo Erfahrungen gemacht und in Gesellschaft durchgesprochen werden könnten, wäre Selbststeuerung des Triebens möglich, und die ganzen katastrophalen Gefahren verschwinden wie ein böser Spuk. Die schulische Strategie tut alles, solche Selbstregulierung von Grund auf unmöglich zu machen. So zweckmäßig das Arrangement dieser Strategie ist, wäre es doch verfehlt, sie aus einer bewußten Verschwörung von Agenten der Oberklasse herzuleiten. Hier ist dagegen der Begriff des Fetischcharakters sozialer Steuerungsprozesse angebracht. Sie sind einerseits „Machwerk“ und treten andererseits den Menschen als fertiges Resultat gegenüber, das blinde Macht über sie besitzt.

gezüchteten Lüsternheit verhöhnen die Lusternen immer sich selbst. Einübung in Selbstverrat ist der für die weitere soziale Karriere der diesen Prozeß durchlaufenden Individuen funktionell wichtige Effekt. Das Denunziantentum, die wechselseitige Kontrolle der Schüler geht so aus der Struktur sexueller Sprache und Praxis notwendig hervor. Die Kasuistik bezeugt, daß die schulische Herrschaft nicht in dem Ausmaß funktionieren könnte, würde das Triebsteuerungssystem die Kontrolle nicht in den Kontrollierten verankern und so die Überwachung beständig vervielfachen. Der Denunziant hat ebensowenig wie der höhnische Chor in der Schulklasse, der die Verfolgten preisgibt, prinzipiell andere Struktur und Praxis des Sexualtriebs. Die Schule verhält die Schüler von Anfang an zu ihrer eigenen Verfolgung an. Dies verdeutlicht die Funktion des Zufalls, wo immer er als Ausleseprinzip für die Verfolgung wirkt. An den durch das persönliche Pech eines Zufalls in Sexualpraxis Erwischten oder Überführten lernen die Schüler, sich selbst zu verurteilen. Nun werden auch die im vorigen Abschnitt wiedergegebenen Verurteilungskriterien funktionell verständlich. Nun wird klar, warum die großen Schmuckwörter des pädagogischen Jargons auf der böß-verschärfenden Seite des Kriterienprofils wieder auftauchen. Gemeinsam, intensiv, offen und liebevoll betrieben, birgt die sexuelle Praxis vom Standpunkt des Steuerungszieles die Gefahr unbesiegbarer Solidarität. Deshalb fällt der Tatbestand obszöner Sprache strafmildernd ins Gewicht. Die Kriterien zeigen das wahre Gesicht dieser Ordnung: Sie hat für das, was sie Schmutz und Unflat nennt und als solche produzierte, väterliches Verständnis, weil es gerade die Art von Widerstand ist, die sie braucht, um sich zu festigen. Dies wird etwa sichtbar bei der Unterscheidung von Fällen gleichgeschlechtlicher Praxis¹¹ nach unecht = weniger gefährlich und echt = gefährlich: die unechten werden „fast stets noch von anderen unsittlichen Handlungen (obszöne Reden, Gesten u. a.) begleitet, während wirklich homosexuelle Beziehungen davon meist frei sind“ (61). Gegenüber der herrschenden Unmoral verkörpern sie demnach das Sittliche. Ihrer Verfolgung steht die systematisch betriebene latente Homosexualität gegenüber, in Dienst genommen zur Etablierung irrationaler Klassengemeinschaft mit Führungsautoritäten. Die Schule verfährt so, wie Freud es als ursächlich für die allgemeinste Erniedrigung des Liebeslebens bei Männern analysierte. Indem sie der Objektwahl in der Pubertät schwere Widerstände entgegensetzt, verhält sie zur Regression auf die inzestuösen Liebesbeziehungen, ferner zu ihrer teilweisen Übertragung auf die Lehrer. Danach fallen die sinnlich-sexuellen und die zärtlich-kultivierten Triebkomponenten bei vielen Individuen für immer auseinander. In ähnlichem Zusammenhang entspringt auch der Donjuanismus, den Brüggemann auf unbehinderten Zugang zum anderen Geschlecht zurückführt. In

11 Auf sexuelle Spiele unter Mädchen und weibliche Homosexualität stieß Brüggemanns Erhebung bezeichnenderweise nicht. Zu untersuchen wäre, warum seine Informanten hierüber hinwegsehen. Anscheinend ist die Modellierung der männlichen Triebstruktur noch immer vorrangig.

Wahrheit muß der Widerstand zusammenkommen mit der Unmöglichkeit, die sinnliche Komponente in Begriffen der zärtlichen zu artikulieren und damit die inzestuöse Bindung zugleich mit dem Inzestverbot abzulösen.

Das Steuerungssystem bleibt widersprüchlich, doch wird es dadurch in seiner Wirksamkeit nicht beeinträchtigt. Sein Erfolg besteht darin, diese Widersprüchlichkeit zur sozialen Natur der durch die höhere Sozialisation gegangenen Individuen zu machen. So erschließt sich die Funktion eines weiteren Kriterienpaars: Geheimhaltung ist wichtiger als Unterlassung. Es wäre ein Mißverständnis, die offizielle Moral an der Lebenspraxis ihrer Vertreter zu messen. Ihre Funktion ist raffinierter, sie befestigt den Selbstverrat und die Heuchelei, die den Menschen erst zum angepaßten Bürger machen. In diese Richtung geht die effektive Wirkung der von Brüggemann geforderten „Erziehung zur Askese“ (112). Wenn man seinen Worten trauen darf, soll sie über die bloße Anpassungsfunktion hinaus wirken, soll vorbereiten auf das Feld, in das es die kapitalistische Gesellschaft beständig über ihre bürgerliche Verfassung hinaustreibt. Was anderes als Krieg könnte es denn in kapitalistischer Gesellschaft bedeuten, „daß man“, wie Brüggemann dunkel vorschwebt, „lernt, um eines höheren Zweckes willen auf Konsum und Genuß zu verzichten“ (112)?

Der Widerstand gegen die „höheren Zwecke“ des Kapitalismus und die Arbeit an der Verwirklichung des einzigen höheren Zwecks, der den Menschen im Kapitalismus bleibt: Aufhebung der Kapitalmacht im vernünftigen Plan der über sich und ihre Produktion selbst bestimmenden Produzenten, kann nicht von vorneherein mit freien, des rationalen Ausdrucks ihrer Interessen und der solidarischen Zusammenarbeit fähigen Individuen rechnen. Der aus dem faschistischen Schaden klug gewordene Widerstand wird die Triebgrundlage der bürgerlichen Gesellschaft nicht unangetastet lassen. Im gesellschaftlichen Ausschnitt des Gymnasiums scheint die Situation, wenn Brüggemann recht hat, solchem Widerstand entgegenzukommen, weil die Sozialisationsagenten von der allgemeinen Zerrissenheit und Verkrampftheit besonders gehemmt sind. „Am schlimmsten wirkt sich diese innere Verkrampfung aus, wenn es um eine angemessene Reaktion auf sexuelle Verhaltensweisen der Schüler geht. Hierbei wird dem Pädagogen aus seiner persönlichen Situation heraus ein vernünftiges Reagieren fast unmöglich, weil ihm die innere Freiheit fehlt, distanziert und sinnvoll zu handeln“ (172). Die Verkrampfung bringt den Interessenwiderspruch zum Ausdruck, den die Pädagogen vermitteln sollen und der doch durch sie selber hindurchgeht. Solche Widersprüche ermöglichen Veränderung.

VI. Verfolgende Kontrolle und Abwehrtechniken

Brüggemanns strategisches Konzept geht davon aus, daß es im Grunde immer schon eine Niederlage der Ordnung ist, wenn es überhaupt zu Sexualdelikten kommt. In diesem Fall spricht der OSR

die Schulen mitschuldig. Es kommt ihm strategisch alles darauf an, das Entstehen sexueller Unruheherde schon im Keim zu ersticken. Die vorrangige aller „vorbeugenden und allgemein-pädagogischen Maßnahmen“ heißt Aufsicht und Kontrolle: „nur wo nicht aufgepaßt wird, kann sich Schlimmes entwickeln“ (109), „da es bei entsprechender Aufsicht vielleicht gar nicht passiert“ (44). „Und jeder Schüler muß immer das Gefühl haben, daß er auch wirklich gesehen wird“ (49). Es bedarf „etwas mehr Aufmerksamkeit“ als vielleicht bislang üblich, ja sogar „geschulter Beobachtung“, „um das Aufkommen wirklich schlimmer Dinge zu verhindern“ (32). Der Standard der Kontrolle vermag Brüggemann noch nicht ganz zu befriedigen. „Wir müssen sogar“, ruft er mit verantwortungsvoller Besorgnis in der Stimme, „leider feststellen, daß es auch heute — wie wohl zu allen Zeiten — Lehrer gibt, die für solche Dinge keinen Blick haben und die dann aus allen Wolken fallen, wenn ihnen von Außenstehenden (Eltern oder Kollegen) mitgeteilt wird, daß in ihrem Unterricht und unter ihren Augen ziemlich üble Dinge passieren, die sie bis dahin vielleicht überhaupt noch nicht bemerkt haben“ (50). Der wahre Pädagoge hat für solche Dinge einen Blick, mehr als das: „Das alles sind Erfahrungen, die jedem geschulten Pädagogen schon längst in Fleisch und Blut übergegangen sind“ (49). Kann er auch nicht überall zur gleichen Zeit sein, so weiß er doch, „daß es ausreicht, an den besonders gefährdeten Punkten unregelmäßig und überraschend zu erscheinen. Außerdem bedürfen auch nicht alle Schüler im gleichen Maße seiner Aufmerksamkeit; es genügt, wenn er die Anfälligen immer im Blick hat oder wenigstens häufig kontrolliert. (Dazu muß man allerdings von seinen Schülern so viel wissen, daß man abschätzen kann, wer in diesem Sinne anfällig sein könnte!)“ (49) Hier ist zu beobachten, wie die verfolgende Kontrolle sich unmerklich zur Symptomhandlung steigert; das Phänomen ist für die soziale Indienstnahme latenter Perversion charakteristisch. Das Einfühlungsvermögen, das, und sei es nur zum Aufspüren der Anfälligen, der Lehrer im Dienste der Sexualkontrolle den Schülern entgegenbringen muß, ist, wie Brüggemann von Giese gelernt hat, „sozialpsychologisch identisch mit einer pädophilen Grundstruktur der Lehrerpersönlichkeit“ (119). Im Akt der verfolgenden Kontrolle geschieht es, daß der Lehrer die pädophile Grundstruktur im Dienste des Staates „gleichzeitig zu realisieren und zu unterdrücken vermag“ (119). Das Arrangement ist teuflisch. Es benutzt die allgemeinsten neurotischen Mechanismen zur ständigen Reproduktion und Stabilisierung der normalen Neurotisierung. Kerngebot an die Adresse der Lehrer, die es modifiziert in den Schülern reproduzieren, ist „die strikte Vermeidung körperlicher Berührung, außer wenn sie zwingend durch die Situation geboten ist“ (121). Aber das körperliche Berührungsverbot ist nur die grundlegende Absicherung eines Berührungszwanges. Nicht nur soll der Lehrer der Triebgefahr, sei es auch in Form bloßer Verdachtsgefahr, die ihm vom sexuellen Reiz der Schüler droht, „immer bewußt sein“ (121). Er soll sich auch beständig mit der Möglichkeit sexueller Praxis der Schüler beschäftigen, und zwar

im Modus der zur Verfolgung ansetzenden Überwachung. Daß diese Beschäftigung ihm in Fleisch und Blut übergehen soll, spricht diesen Übergang von Triebabwehr zur Symptomhandlung, in der im Modus der Verfolgung der Trieb sich zugleich befriedigt, aus. Die Kontrollfunktion wird dem Triebgrund der Lehrer aufgepflanzt und soll mit ihm verschmelzen.

Dieses triebhafte System zur Abwehr und Kontrolle der Triebe wird ergänzt durch weitere Steuerungstechniken. Nach dem technischen Bewußtseinsstand Brüggemanns empfiehlt sich Koedukation zur besseren Kontrolle. Die blinde soziologische Reflexion, die er darüber anstellt, beleuchtet die Wirksamkeit der allgemeinen Strategie der Triebsteuerung. „Vielfach sind nach unseren Erfahrungen die Klassenkameraden für Sexualkontakte zwischen den Geschlechtern geradezu tabu, weil das ein ungeschriebenes Komment-Gesetz so verlangt.“ Es wäre zu analysieren, wie dies Tabu sich herstellt und warum die gleichgeschlechtlichen Objekte weniger tabu sind. Hier genügt der Hinweis auf die Funktion scheinbarer Liberalisierungen von der Art der Koedukation: sie sollen die Kontrolle effektiver machen. Nichts anderes gilt von Sexualpädagogik und Sexualaufklärung. Hunger will die Aufklärung geradezu in den Dienst der Erziehung zur Askese stellen. Er meint empirisch herausgefunden zu haben, daß Aufgeklärtheit zur Enthaltensamkeit, „Aufklärung zur Abklärung“ führt¹². In der Tat dürfte Intellektualisierung als Abwehrtechnik, die für die den höheren Sozialisations- und wissenschaftlichen Ausbildungsprozeß durchlaufenden Individuen von vorrangiger Bedeutung ist, von erheblicher, viel zu wenig untersuchter Effektivität sein¹³. In ihrem Zusammenhang gewinnt der von Brüggemann nachdrücklich geforderte Vorgang der Sprachkontrolle eine zusätzliche Funktion. Denn „katastrophal aber wird es“ für die Steuerungsziele, für die Brüggemann agiert, wenn beim Reden über Sexualität vom Lehrer „eine Terminologie benutzt wird, die den Straßenjargon der Schüler unkorrigiert aufnimmt und weiterführt. Eine solche Aufklärung ist um nichts besser als die der Gosse!“ (122)

12 Heinz Hunger, *Das Sexualwissen der Jugend*, S. 230. Vgl. die Besprechung in *Argument* Nr. 54, 11. Jg. 1969, S. 510 ff.

13 Im Rahmen der Abwehrtechniken empfiehlt Brüggemann, Oberprimanern zur Abhärtung geeignete Literatur nicht vorzuhalten. So kritisiert er, daß in einem Fall ein Oberprimaner, der in seiner Klasse ein Buch von Genet kursieren ließ, „wegen der zersetzenden Wirkung auf die Klassengemeinschaft von der Schule entfernt“ wurde (101). Hiergegen gibt Brüggemann zu bedenken: „Denn immerhin müssen die Oberprimaner in ihrem künftigen Leben so viel moralische Festigkeit besitzen, daß sie bei einem Medizin- oder Psychologiestudium auch in die Abgründe der menschlichen Seele zu schauen vermögen“ (ebd.). Um die „jungen Menschen zu lehren, selbst in schwierigen Situationen standzuhalten“, scheint ihm „die bloß imaginierte Situation des literarisch gestalteten Lebens ein vorzügliches Mittel“ (102). Dieses scheinbare Zugeständnis soll die Abwehr nicht bloß imaginierten Situationen raffinieren; nur in ihnen könnten Erfahrungen gemacht werden, die Selbstbestimmung ermöglichen.

Der Lehrer müsse „auch über Sexuelles sachlich und distanziert sprechen können ohne verlegen zu werden oder umgekehrt in peinliche Hemmungslosigkeit zu verfallen“ (121). Das Maß affektiver Unterdrückung, das diese Regelung meint, sowie die weiteren Auswirkungen dieser Affektkontrolle und sachlichen Distanziertheit, die unartikuliert Distanzierung von der Sache mitteilen, können nur vermutet werden. Diese Analyse wird an anderem als dem vorliegenden Material durchzuführen sein.

Entscheidendes Gewicht legt die Strategie der Schule also auf ein System präventiver Kontrolle und Triebabwehr. Wenn den Vorbeugungsmaßnahmen zum Trotz die Schüler Sexualität praktizieren, treten andere Abwehrmaßnahmen in Kraft; ihr Zweck ist die Wiederherstellung der Ordnung, sprich des Zustands sexueller Heimlichkeit und Einsamkeit. Erste Maßnahme ist immer, die Gesellschaft, in der Sexualeben sich regte, zu zersprengen, „die betroffene Gruppe sofort auseinanderzunehmen, eine weitere Ansteckung zu verhindern“ (64). Einige Quartaner onanierten gemeinsam, darauf schlug die Schule folgendermaßen zurück: „Rädelsführer von der Schule geschickt, ein anderer Rädelsführer erhält Arrest“; „das Ziel, die onanierende Gruppe zu zerschlagen, wurde erreicht“ (64). Klassen- und Schulwechsel, Ausschluß, Einweisung ins Erziehungsheim oder in die Klosterschule gehören zum einschlägigen Repertoire. Einen Jungen bringt man in einer anderen Stadt unter, um ihn von seinem Freund zu trennen.

Wo das Problem nicht im Zerbrennen von Gemeinschaft und Freundschaften besteht, kommen alte Hausrezepte der Ablenkung oder der Vermeidung in Anwendung. Der Eintritt in einen Sportverein oder in eine Schultheatergruppe soll von Onanie oder obszöner Rede heilen. Ein Oberschüler, der einmal bei gemeinsamer Onanie mit einem Lehrling ertappt worden ist, erhält das Verbot, Nachhilfeunterricht zu erteilen. Das Rezept mit dem Sportverein setzt latente Perversion anstelle manifester Sexualbefriedigung; im Sport wird das sexuelle Interesse am Körper, dem eignen wie dem fremden, in einer bestimmten Latenz fixiert und in Bodybuilding und Leistung verdinglicht und in gleichgeschlechtlicher Gesellschaft hierarchisiert. Es wird also bei deartigen Abwehrmaßnahmen ein Ausbruchversuch vereitelt durch Verstärkung der kompensatorisch befriedigenden Seiten der Triebgefangenschaft. Ähnlich fungiert die groteske Abwehrtechnik des Klassenleiters einer Untersekunda, die, wie man weiß, nicht vereinzelt dasteht. Nach dem er bei einem Jungen pornographische Bilder gefunden hat, schildert er ihm „die Gefahren und entsprechenden Verirrungen (handschriftlicher Zusatz: Onanie)“. Der Einsatzbericht von der sexuellen Front fährt fort: „Mein Rat ging dahin, er möge sich immer klar sein, daß auch seine eigene Mutter eine Frau sei, und er sollte stets danach streben, daß der Geist über den Körper Sieger bleibe“. Der Rat erinnert an den Witz, in dem ein bayrischer Junge zum Psychotherapeuten geschickt wird; anschließend fragt ihn seine Mutter, was der Psychoanalytiker

gesagt habe, und der Junge erwidert: er hat gesagt, ich hätt einen Oedipuskomplex; darauf die Mutter: ach was, Oedipus, Schnödipus, wannst nur dein Mutterl recht lieb hast.

Die bisher erwähnten Maßnahmen dienen der Wiederherstellung der Triebeinsamkeit und der Verstärkung antisexueller Bindungen bzw. der Vermeidung der Gelegenheit, die erneut Diebe machen könnte. Eine ganze Palette ergänzender Maßnahmen dient der Wiederherstellung der Heimlichkeit. Hier müssen die schulischen Strategen und Einsatzleiter an der sexuellen Front nach Brüggemann noch viel dazulernen. Wenn er „etwas mehr Gelassenheit bei der Behandlung sexueller Vorfälle in Schulen“ empfiehlt, so darf die scheinbare Liberalität nicht als größere Toleranz verstanden werden. Es geht um eine Modernisierung der Abwehr, die, wenn sie allzu plump zurückschlägt, nicht effektiv genug ist. Die Repression muß geräuschlos und unauffällig arbeiten, wo sie schon einmal aus dem unsichtbaren präventiven Funktionieren herausgezogen wurde. „Für alle diese Fälle, auch für die relativ schweren, gilt zudem, daß die Schule im eigenen Interesse wie im Interesse aller Beteiligten möglichst wenig Wind machen sollte. Meistens haben die Vorgänge sowieso schon einen höchst unangenehmen Beigeschmack, ja können für alle Beteiligten im höchsten Maße peinlich sein“ (108). Von diesem Vertuschungsinteresse profitieren auch die Triebtäter: sie werden in aller Stille und Diskretion isoliert und abgeschoben, günstigenfalls „unauffällig wiedereingliedert“.

Die geforderte Unauffälligkeit, die mit der Heimlichkeit des Triebens korrespondiert, ist kein beiläufiger Zug im schulischen System der Unterdrückung manifester Sexualität und der Modellierung ihrer Latenzformen. Dies System darf seine Forderungen und Techniken niemals im Klartext zugänglich formulieren, weil es dann nicht mehr stabilisierbar wäre. Nicht einmal die Sozialisationsagenten würden das zugemutete Maß an Widerspruch aushalten, wenn Klarheit über die Zusammenhänge und ihre Funktion in ihnen herrschen würde. Der verquollene pädagogische Jargon erfüllt die Funktion, gerade vermöge seiner Verschlossenheit das Lehrerverhalten zu steuern. In rationaler Prosa wäre einem Lehrer kaum abzufordern, daß er „permanent etwas davon spüren lassen muß, daß auch für ihn das Bemühen um ein verantwortungsbewußt gestaltetes Leben und um Beherrschung der Sexualsphäre eine täglich neu gestellte Aufgabe ist, in deren Lösung er sich immer wieder bewahren und bewähren muß“ (122 f.), was doch schlicht heißt, er soll spüren lassen, daß er es auch gerne möchte, aber nicht tut, weil es verboten ist. Der Zusammenhang darf ebensowenig ausgesprochen werden wie die einzelnen Techniken. Sie werden nur bedeutet. Das bringt sprachliche Leistungen hervor, die an Traumarbeit erinnern. Brüggemanns regelmäßige Ausfälle gegen die Öffentlichkeit verteidigen den Dämmerzustand, den die von ihm vertretene Strategie braucht. Und Zweifel regen sich in seiner Brust, ob er mit seiner Veröffentlichung nicht bereits zu weit geht „und ob er es verantworten kann, die Auf-

merksamkeit der Jugend auf Dinge zu lenken, die zwar dem einen oder anderen durch eigenes Erleben vertraut sein mögen, die aber, in einer allgemein zugänglichen Schrift gesammelt dargestellt, dem Erziehungsauftrag der Schule doch abträglich sein können“. Weiter grübelt er ahnungsvoll, „ob es nicht besser wäre, wenn solche Feststellungen wenigstens nicht vor einer breiten Öffentlichkeit ausgesprochen werden“ (12). Denn sie vertragen nichts weniger als Öffentlichkeit. Ihr ist der Terror und beständige dumpfe Druck, mit dem die hier beschriebene Strategie operiert, nicht gewachsen.

Ernst Busche

Sexualpädagogik als Disziplinierungsmittel

Eine negative Dokumentation über Richtlinien, Methodik und Lehrerverhalten

„Nachher kehrt der Ekel an sich selbst nur verstärkt wieder. Die seelische Situation des Onanisten ist daher wie bei jedem, der aus hohen Zonen in das roh Sexuelle hinabsinkt, eine Art von Zweiweltentum. Stockungen in der geistigen Sphäre reißen ihn in die sinnliche Gefühlsschicht hinab. Wird dies zur Regel, so zerfrißt die sexuelle Phantasie, allmählich sich ausbreitend, den übrigen Teil der Seele. In dieser Wirkung liegt die seelische Gefahr der Onanie. Sie verschlechtert nicht nur das Blut, sondern sie zerstört die aufbauenden Kräfte und die Geschlossenheit der Seele überhaupt. Sie ist deshalb, wie Bierbaum sagt, in der Tat ein fressender Wurm, der das Edlere hinwegnagt. Sie macht noch menschenscheuer . . . Sie verstärkt den Ekel an Welt und Menschen und sich selbst bis zur völligen Erschlaffung der Glaubenskräfte und der hingebenden Lebensenergien.“

Mit diesen Worten beschreibt einer der einflußreichsten Männer der deutschen Pädagogik, *Eduard Spranger*, die Folgen der Selbstbefriedigung. Das Buch „Psychologie des Jugendalters“, dem das Zitat entnommen ist, hat bis heute 28 deutsche Auflagen mit 124 000 verkauften Exemplaren erlebt und wurde selbst ins Chinesische übersetzt. Obwohl auch *Spranger* emsig onaniert haben dürfte, festigte er ebenso das Verdammungsurteil über die Onanie, wie es heutzutage immer noch christliche Traktateschreiber tun: Das Zitat zeigt an einem krassen Beispiel, wie wenig wissenschaftlich abgesicherte Erkenntnisse in der deutschen Pädagogik verbreitet wurden. Nicht empirische und naturwissenschaftliche Forschungen wurden betrieben, sondern überwiegend Untersuchungen, die von geisteswissenschaftlichen Fragestellungen ausgingen. Über pädagogische Probleme wurde philosophiert und spekuliert, der Mensch sollte so werden im Laufe des Erziehungsprozesses, wie es eine philosophische Richtung wollte: das Erziehungsideal ergab sich als Ausfluß deutscher idealistischer Philosophie (Kantscher Imperativ). Darin fanden die „Pfinsteren Pfreuden des Pfleisches“, wie sie *Kurt Tucholsky* nannte, vor allem aber der Geschlechtsverkehr von Jugendlichen, sexuelle Betätigung von Kindern, wie überhaupt die Lustgewinnung und -gewährung, keinen Platz. Bis heute blieb die Einstellung von Erziehern zur Sexualität durch Irrationalität, Vorurteile und Unwissenheit belastet, Einstellungen, die sich in unserer abendländischen Gesellschaft allerdings auch außerhalb der Schulgebäude wiederfinden. — Die folgende negative Dokumentation zeichnet den

Umfang nach, in dem amtliche Richtlinien, Schulbücher, die Einstellungen und das Verhalten der Lehrer von einer sexualverneinenden, einer lustfeindlichen Grundhaltung geprägt sind.

I Werte, Normen und Grenzen contra Lust — Staatliche Empfehlungen und Richtlinien zur Sexualkunde

Die Absicht, die Sexualpädagogik innerhalb der Schule als Unterdrückungs- und Disziplinierungsmittel zu mißbrauchen, wird deutlich in den Stoffplänen und Richtlinien der Schulbehörden, wie z. B. auch in den „Empfehlungen der Kultusministerkonferenz zur Sexualerziehung“ (3. und 4. Oktober 1968):

„Sexualerziehung in der Schule soll dazu beitragen, daß die jungen Menschen ihre Aufgaben als Mann und Frau erkennen, ihr Wertempfinden und Gewissen entwickeln und die Notwendigkeit der sittlichen Entscheidung einsehen. In dieser Zielsetzung begegnen sich die Bemühungen der Schule mit entsprechenden Bemühungen der Kirchen, Religions- und Weltanschauungsgemeinschaften und anderer Erziehungsgemeinschaften und -institutionen. Erziehung zu verantwortlichem geschlechtlichen Verhalten und zum Bewußtsein der Verantwortung, in die der einzelne in bezug auf sich selbst, den Partner, die Familie und die Gesellschaft gestellt ist, ist Aufgabe während der ganzen Schulzeit.“

Die Empfehlungen erkennen an keiner Stelle an, daß Sexualität mit Lustgewinn und Befriedigung menschlicher Bedürfnisse und mit dem Erleben intensivster Partnerschaft verbunden ist, also eine Bedeutung besitzt, die unabhängig von moralischen Einschränkungen besteht. Sie stellen dagegen Sexualität in den Zusammenhang von Werten, Verantwortung und Gewissen. Sexualität wird damit von vornherein ethischen Normen untergeordnet, die ihre Herkunft aus christlicher Tradition offen zugeben. Schule und Kirche arbeiten zusammen, um jugendliche Sexualität zu unterdrücken. Die Empfehlungen verschleiern eine Ursache sexueller Konflikte, die sich meistens aus dem unaufhebbaren Gegensatz zwischen Bedürfnissen und Trieben des Individuums einerseits und religiös-gesellschaftlich verbrämten Normansprüchen andererseits entwickeln. Sie sehen nicht, daß auch heute noch christliche „Aufklärung“ fast ausschließlich der sexuellen Repression dient. Mit Hilfe einer Sexualpädagogik im Sinne der erwähnten Empfehlungen sollen in der Schule die Geschlechterrollen und das Geschlechterverhalten — typisch Mann und typisch Frau — eingeübt werden. Mit einem so verstandenen Unterricht liefert der Lehrer eine bestimmte Spielart von Sexualpädagogik, nämlich „Geschlechter“-erziehung, durch die die Frau an ihrer Emanzipation gehindert und auch für die nächste Generation im Zustand der Ausbeutung verbleiben soll.

Außerdem sollen die Heranwachsenden mit Hilfe der Sexualerziehung in Familie und Gesellschaft eingefügt, gesellschaftliche Veränderungen durch die heranwachsende Generation dadurch blockiert

werden. Um diese Integration in die bestehenden Zustände zu erleichtern, sind „Ehe, Verlöbniß, Familie, Rechte und Pflichten der Eltern, Rechte des ehelichen und unehelichen Kindes“ unter die „sozialen und rechtlichen Grundlagen des Geschlechts- und Familienlebens“ eingeordnet. Hier wird Geschlechtlichkeit wieder nur unter großer Beschränkung gestattet, nämlich unter der Vortäuschung, als fände Geschlechtsverkehr nur in der Ehe, manchmal auch unter Verlobten statt. Wenn zu den „geschlechtlichen Problemen der Heranwachsenden die verfrühte Sexualbetätigung und die Masturbation“ gerechnet werden, dann wird der Koitus von Jugendlichen wiederum in die Heimlichkeit von Wald, Bank oder Auto verbannt. Verfrühte Sexualbetätigung kann es nur aus der Sicht von Pädagogen geben, die den Geschlechtsverkehr als Monopol für Verheiratete und Erwachsene erhalten wissen wollen und die als Voraussetzung dafür die Ehe und den „Willen zum Kind“ postulieren. — Die Masturbation ist für einige Jugendliche die einzige Form der Triebbefriedigung. Indem diese durch falsche Erziehung mit Angst und Sündengefühlen belegt wurde, und damit der gesamte Bereich der jugendlichen Sexualbetätigung diffamiert wird, formen Eltern, Lehrer und andere Erwachsene die Jugendlichen zu ängstlichen, unsicheren, leicht manipulierbaren „Untertanen“.

Der Referentenentwurf der Hamburger Schulbehörde vom Februar 1969 treibt die Absichten der Kultusminister noch weiter, indem er sexuelle Verhaltensweisen an „allgemeinen Normen“ orientiert:

„Der junge Mensch muß deshalb darüber informiert werden, daß es wie auf vielen anderen Lebensgebieten so auch auf dem Gebiet der sexuellen Lebensführung allgemeine Normen gibt, die Konfliktmöglichkeiten entweder vermeiden helfen oder klare Abgrenzungen verschieden gerichteter Interessen ermöglichen sollen. Ob es sich um durchweg anerkannte oder auch umstrittene Normen handelt, die Schule kann nicht darüber hinweggehen, daß es sie gibt. Als ein Organ der Gesellschaft kann sie nicht gegen gesellschaftliche Normen, wie sie sich etwa in der Rechtsordnung niedergeschlagen haben, erziehen wollen, selbst wenn es sich um umstrittene Normen handeln sollte. Sexualerziehung in der Schule vollzieht sich in dem Rahmen, der durch geltende Gesetze und die Rechtsprechung abgesteckt wird. Es liegt nicht im Ermessen des einzelnen Lehrers, diesen Rahmen beliebig zu überschreiten!“

Es ist eine Verdrehung der Tatsachen, zu behaupten, Normen helfen Konflikte zu vermeiden, im Gegenteil, sie schaffen Konflikte. An einer Strafrechtsreform wird seit Jahrzehnten gearbeitet; unser geltendes Recht ist in weiten Teilen, vor allem im Sexualstrafrecht, total veraltet. Trotzdem soll sich der Sexualkundeunterricht in diese Rechtsprechung einfügen. Nicht nur der durch Recht abgesteckte Teil der Sexualität wird vom Begriff „Norm“ erfaßt. Nach der Meinung von *Otto Brüggemann*, einem der Mitverfasser der KMK-Empfehlungen und des Hamburger Entwurfes, für die Sexualkunde zuständigem Hamburger Oberschulrat, „ist die Schule als Organ der Gesellschaftsordnung verpflichtet, keinen Zweifel daran zu lassen, daß sie

intime Sexualbeziehungen von Minderjährigen entschieden ablehnt!“ (Zit. nach O. Brüggemann, Sexuelle Konflikte in Gymnasien, S. 77)*.

Zum Abschluß dieser kurzen Analyse eingeführter oder geplanter Richtlinien und Empfehlungen zur Sexualkunde sei noch dem Einwand begegnet, in den Papieren der Behörden sei eine Tendenz zur Liberalität und Enttabuierung nachzuweisen. Das ist nicht der Fall. Die von den KMK-Empfehlungen eingeleitete repressive Sexualpädagogik wird von dem Hamburger Referentenentwurf aufgegriffen und verfeinert. Schon 1962 konnte ähnliches von den als fortschrittlich bezeichneten „Richtlinien für die Sexualerziehung in der Berliner Schule“ behauptet werden. Als „Ziel der Sexualerziehung“ wird dort formuliert:

„Der heranwachsende Mensch soll das Geschlechtliche in seiner umfassenden Bedeutung für das Leben des einzelnen und der Gemeinschaften erkennen. Er soll lernen, die geschlechtlichen Triebkräfte in den Gesamtbereich seiner Person einzuordnen und damit im Hinblick auf das Geschlechtliche zur Triebbeherrschung und zum verantwortungsvollen Handeln gegenüber sich selbst, den anderen Menschen und der Nachkommenschaft erzogen werden.“

Es ist nicht weiter erstaunlich, daß sich solche Sätze bis in die Wortwahl hinein in neueren Richtlinien wiederfinden, wenn man weiß, daß an ihnen z. T. dieselben Kultusbeamten gearbeitet haben, daß die Ministerien dieselben Absichten verfolgen und deswegen eben auch dieselben Vokabeln benutzen.

II Freier Wille und Sonderstellung des Menschen — Biologische Schulbücher bieten sexuelle Ideologien

Den kritischen Lehrer an deutschen Schulen verwundert diese Erscheinung noch viel weniger, ist er doch gewohnt, auch in den Schulbüchern denselben Stoff und dieselbe Ideologie anzutreffen. So verbannten zwei bayerische Verlage die Sexualkunde in separate Broschüren. Dadurch ist gewährleistet, daß noch weniger Schüler in den Genuß von sexueller Aufklärung gelangen. In einer dieser Broschüren sind die Geschlechtsorgane in Generationsorgane umgetauft. Diese Organe, besonders die männlichen, bereiten Autoren und Illustratoren besondere Pein. Nur zwei Biologiebücher von sechs, die für die 10. Klasse des Gymnasiums bestimmt sind, bringen deutliche Querschnitte durch den männlichen Unterkörper. Nur eines enthält eine Seitenansicht der weiblichen Organe. Die Scheide wird grundsätzlich bei den anderen Vorderansichten kurz unterhalb des Muttermundes abgeschnitten. Kein Buch beschreibt den weiblichen Zyklus, einen Geschlechtsverkehr oder Verhütungsmittel. Auf den Abbildungen der Harnorgane endet die Blase blind, sie verfügt also über keinen Ausführgang. Dieser Ausführgang müßte als Harn-Samenleiter durch einen Penis führend gezeichnet sein! Ein Unterstufen-

* Hierzu der Beitrag von W. F. Haug in diesem Heft.

biologiebuch, für elf bis zwölfjährige Schüler bestimmt, zeigt achtmal einen wohlgeformten Schwimmer, in den Muskeln, Skelett, Verdauungsorgane, Nervensystem, Blutkreislauf, innere Organe und die eben erwähnten Ausscheidungsorgane eingezeichnet sind. Aber dieser Meisterschwimmer behält seine Badehose an, was selbst den Biologielehrern zuviel des Guten war. Nach einigen Beschwerden entschuldigte sich der Verlag in einem Sonderdruck:

„Mit diesem Bild aber scheint für einige Biologielehrer die Frage der Geschlechterziehung aufgeworfen worden zu sein. Die Geschlechterziehung, die ja nur ein Teil der Gesamterziehung ist, fängt nicht bei der ‚Aufklärung‘ an, sondern bei der Schaffung von Kontaktfähigkeit, personaler Entfaltung und sittlichem Wertempfinden... Alles, was außerhalb der einfachen und natürlichen Selbstverständlichkeit liegt, kann sich eher schädlich als förderlich auswirken, und die ‚Verhüllung‘ des Schwimmers (als solche hatten wir die Badehose gar nicht aufgefaßt!) ist nun einmal das Gewohnte und Selbstverständliche.“

Wie dieses Badehosenbiologiebuch nimmt keines der Biologiebücher, die bis zu einem Schüleralter von 13 Jahren konzipiert sind, vom Menschen als einem sexuellen Wesen Notiz. Die sechs Gymnasial-, drei Realschul- und 14 Volksschulwerke behandeln zwar die geschlechtliche Fortpflanzung bei Tieren und Pflanzen, unter anderem bei der Spiralband- und bei der Schlauchalge, beim Saugwurm, bei Star und Stockente, die Fortpflanzung des Menschen dagegen ist fast völlig ausgeklammert. Das Tabu legt sich vor allem auf die Zeichnungen, deren schlechte Qualität den Herausgebern besonders anzulasten ist, da seit 1959 die Diareihe mit Erläuterungsheften „Biologie der Fortpflanzung“ aus dem Institut für Film und Bild, München, vorliegt und außerdem ständig hervorragende Fotos und Zeichnungen in Illustrierten und Büchern veröffentlicht werden. Die kargen Textstellen, die als Sexualkunde auszumachen sind, werden durch Moral ungenießbar gemacht:

„Doch wiederum wird uns die Sonderstellung des Menschen unter allen Lebewesen deutlich, wenn wir bedenken, daß er sich der Verantwortung gegenüber seinen Nachkommen bewußt sein kann und muß. Nur ein gesunder Körper vermag in seinen Generationsorganen gesunde Keimzellen zu bilden und damit gesundes Leben an die nächste Generation weiterzugeben. Für das Tier ist die Zeugung neuen Lebens ausschließlich eine Sache des Fortpflanzungstriebes; beim Menschen ist sie zugleich mit tiefgreifenden sittlichen Problemen verknüpft.“

Indem der Gegensatz zwischen Mensch und Tier aufgerissen und dem Menschen eine Sonderstellung eingeräumt wird, kann auch der Geschlechtstrieb in die Nähe des Tierischen, des Niedrigen, des „Schlechten“ gerückt werden. Geschlecht und Tier gehören zusammen, der Mensch aber besitzt die Willensfreiheit, die „Verantwortung“ und damit Beherrschung des Triebes ermöglicht. Die Tiere sind dem „Trieb bedingungslos unterworfen und gleichsam seine Gefangenen, der Mensch allein hat die Freiheit, ihn durch seinen

Willen zu beherrschen und zu zügeln“. Hätte dieser Schulbuchverfasser recht, dann gäbe es sicher viel weniger sogenannte Sexualverbrecher, die beweisen, daß der Mensch eben nicht immer von seinem Willen gelenkt ist. Auch das Tier ist übrigens von keinem „Fortpflanzungs-“, sondern von einem Geschlechtstrieb beherrscht. Außerdem lebt der Mensch ständig in einer Brunstzeit — im Gegensatz zu den meisten Tieren. Die Wortfolge gesunder Körper — gesunde Keimzellen — gesunde Nachkommen erinnert an die Erbpflege in den Biologiebüchern des Dritten Reiches.

Zwei Neuerscheinungen fallen aus dem üblichen Rahmen. Der Schroedel Verlag hat zwei Bücher herausgebracht, die einer modernen Sexualkunde wenigstens etwas Rechnung tragen. Die „Biologie 2“ von Hans und Heinz Grube behandelt auf sieben Seiten die Fortpflanzungsorgane von Frau und Mann, den weiblichen Zyklus, Schwangerschaft und Geburt. Den Autoren Lange, Strauß und Dobers stehen dafür zehn Seiten zur Verfügung. Diese beiden Unterrichtswerke scheinen unter dem Einfluß der oben zitierten Kultusministerempfehlungen und des Sexualkundeatlases entstanden zu sein; sie dokumentieren damit wieder die Abhängigkeit des Schulbuches von amtlichen Richtlinien. Bis zu diesem Jahr hat es kein Verlag gewagt, von sich aus Pionierarbeit für eine emanzipatorische Sexualkunde zu leisten.

III „Saubere Antworten erzeugen saubere Vorstellungen“ — die Literatur für den Lehrer

In den pädagogischen Fachzeitschriften sind die Aufsätze (hier aus „Der Biologieunterricht“ 1965 und 1966 zitiert) von Hemmungen und Skrupeln durchsetzt:

„Saubere Antworten erzeugen saubere Vorstellungen“, womit dann gleichzeitig bezeugt ist, unter welchem Sauberkeitszwang der Autor eines weit verbreiteten Biologiebuches steht. Ein von solchen Prinzipien ausgehender Unterricht produziert die Familie Saubermann mit dem Weißen Riesen, fördert den Absatz der Waschmittelindustrie und erniedrigt die heranwachsenden Hausfrauen zu Putzteufeln. — Fortschrittlichere Lehrer, die dieser „Hygiene des Geschlechtslebens“ nicht verfallen sind, müssen sich den folgenden Angriff vom gleichen Schulbuchautor gefallen lassen:

„Es kommt allerdings immer wieder vereinzelt vor, daß ein Pädagoge zu weit geht und sogar den Geschlechtsakt und Geburtsvorgänge unter Verwendung von Dias ‚erklären‘ will. In Untersekunda, ja schon in Obertertia wurde sogar von Empfängnisverhütung gesprochen und auch einiges über die Technik der Abtreibung vorgetragen. Derartige unterrichtliche Maßnahmen wirken auf die Jugend sensationell und erregend und für viele schockierend, denn sie gehen weit über ein gesundes Ausrichten und Führen hinaus. Sie liegen auch psychologisch falsch, denn die meisten jungen Menschen dieser Altersstufe sind von diesen Dingen weit entfernt.“ (Erich Stengel in: Der Biologieunterricht 1/1965, S. 24)

Mit diesen Worten belegt der Oberstudienrat, wie wenig er über das tatsächliche sexuelle Verhalten vieler junger Menschen informiert ist, denn er spricht von den Klassen 9 und 10 der Gymnasien, also von Vierzehn- bis Siebzehnjährigen. Er bezeugt ferner, wie schwer es ihm fällt, den Empfehlungen der Kultusminister nachzukommen, die für diese Altersgruppen die Behandlung der Verhütungsmittel als wünschenswert vorsehen. Zudem offenbart er, daß ein solcher Sexualkundeunterricht für ihn, den erwachsenen Menschen, sensationell, erregend, schockierend wirkt. „Die meisten jungen Menschen sind von diesen Dingen“ eben nicht so „weit entfernt“, da sie sich von Geburt an als sexuelle Wesen erlebt haben.

Am Beispiel der Onanie kann aufgezeigt werden, wie sich sexuelle Vorurteile bis in die Oberstudienratspraxis erhalten:

„Die Selbstbefriedigung — wie man den Vorgang sehr zu Unrecht genannt hat — darf nicht zur Sucht werden. Die Rückenmarksleiden, schweren Geisteskrankheiten, Lungenschwindsucht sind nicht die Folgen. Wohl können nach neueren Untersuchungen Störungen des vegetativen Nervensystems auftreten. Die schlimmere Folge ist, daß bei dem immer wieder erfolglos ankämpfenden Jungen das Selbstvertrauen zerbröckelt, das Gewissen stumpfer wird, religiöse Gleichgültigkeit folgt usw. Die schlimmste Folge von Ausschweifungen aller Art ist immer die Charakterlosigkeit.“ (Rudolf Weber, a.a.O. 1/66, S. 64)

Im Verhältnis zur Onanie zeigt sich das Maß freier oder unterdrückender Sexualaufklärung. Im Verlauf dieses Berichtes wird deutlich, wie sehr gerade die Selbstbefriedigung einen Stein des Anstoßes abgibt, mehr noch, wie gerade sie zur Disziplinierung der Schüler verwendet wird. Onanie ist, folgt man den Akten über sogenannte sexuelle Vergehen an deutschen Schulen, ein Delikt, das mit dem Schulverweis geahndet werden kann. Im soeben zitierten pädagogischen Artikel kehren alle Verdammungsurteile gegenüber dieser sexuellen Handlung wieder. Angst wird erzeugt mit den Störungen des vegetativen Nervensystems. Die neueren Untersuchungen sind im Artikel auch nicht weiter beschrieben, die Andeutung genügt, um eine Barriere zu errichten. Wie in vergangenen Zeiten muß auch heute noch, 1966, die Onanie bekämpft werden:

„Aus dem Gesagten ergeben sich die helfenden Maßnahmen eigentlich als Selbstverständlichkeiten: Heilsam ist, was den Jungen vom Geschlechtlichen ablenkt. Der Junge braucht eine Freizeitbeschäftigung, die ihn ausfüllt. Daß ein übermäßig warmes und übermäßig weiches Bett und übermäßig lange Schlafenszeiten den Jungen zum Rückfall verführen, liegt auf der Hand“ (Rudolf Weber in: Der Biologieunterricht 1/66).

Auf diese Behauptungen folgen Kochrezepte für Jugendliche, um die Ernährung reizfrei zu halten. Die Vokabel „Rückfall“ schiebt die Onanie in die Nähe der Verbrechensbekämpfung. Eine spartanische Lebensführung legt die „Hand“ an eine andere Stelle des Bettes! Die Tendenz „Fernhalten und Ablenken“ hat Helmut Kentler auch in

den meisten anderen Büchern zur Sexuaufklärung Jugendlicher erkennen können.

Gehen wir einen Schritt weiter, um den Ursachen dieser Misere auf die Spur zu kommen, und stellen die Frage, ob und wie der zukünftige Lehrer für den Unterricht in Sexualkunde während seiner Ausbildung vorbereitet wird. *Heiner Kreuzer* (in: betrifft: erziehung 8/1968) hat daraufhin das Angebot aller deutschen Pädagogischen Hochschulen untersucht. Auf allen 55 Hochschulen gibt es keinen Lehrstuhl oder Lehrbeauftragten für dieses Wissensgebiet. Nur die Veranstaltungen des Hamburger Institutes für Sexualforschung, das dem Lehrstuhl für Psychiatrie und Sexualwissenschaften angeschlossen ist, können von Studenten der Hamburger Universität, also auch den angehenden Lehrern, besucht werden. *Heiner Kreuzer* mußte für den Bereich der Pädagogischen Hochschulen der Bundesrepublik und Westberlins feststellen:

„daß weder von kontinuierlicher Lehr- noch Forschungstätigkeit auf dem Gebiet der Sexualpädagogik die Rede sein kann. So ist zu befürchten, daß, trotz der wohl bevorstehenden Erlasse und Richtlinien, sich real an unseren Volksschulen, was den Bereich der Sexualerziehung betrifft, nichts ändern wird“.

Diese Feststellung trifft ebenfalls für den Bereich der Lehrerfortbildung zu. Im Mai 1967 veranstaltete das Hamburger „Institut für Lehrerfortbildung“ einen sexualpädagogischen 14-Tagekurs. Die Themen der Vorträge zeigen die Tendenz:

„Ein Psychologe: Sexualpädagogik im Vorfeld der Schule, Probleme zwischen Elternhaus und Schule. — Eine Oberärztin: Die Gefährdung der Kinder durch den Sittlichkeitsverbrecher. — Ein Professor: Probleme der Geschlechtskrankheiten und ihrer Vorsorge. — Ein Kriminaloberkommissar: Die Homosexualität, Formen, Umfang und strafrechtliche Verfolgung. — Eine Kriminalhauptkommissarin: Die sexuelle Gefährdung der Mädchen. — Ein Diakon: Die erotisch-sexuelle Gefährdung der Kinder durch Schriften, Bilder und Tonträger, ein Bericht aus der Praxis des literarischen Jugendschutzes. — Ein Professor: Der junge Mensch auf dem Weg zur Ehe. — Eine Kriminalhauptkommissarin: Der Traum vom Star als Quelle sexueller Gefährdung.“

Also auch hier ein Vorherrschen von Gefährdung, Problematisieren, Drohen mit Sittlichkeitsverbrechern und Verführung und Strafrecht. Soweit der Verfasser des Berichtes informiert ist, hat bisher keine wissenschaftliche Untersuchung nachweisen können, daß Kinder durch literarische Werke oder durch Pornographie geschädigt werden. Trotzdem versucht der literarische Jugendschutz, immer wieder mit dem Argument der Jugendgefährdung Bücher verbieten zu lassen. Wenn während eines Kurses für Lehrer dreimal Kriminalbeamte auftreten, dann erhält Sexualität wirklich den Charakter eines Verbrechens.

IV Mythen und Märchen — Die Einstellung von Lehrern zu sexuellen Vorgängen

Die Erziehung durch Bürgerhaus, Gymnasium und Hochschule erzeugt einen Erwachsenen, dessen Persönlichkeitsstruktur völlig von den Normen und Vorurteilen des Mittelstandes geformt ist. In den Lehrerzimmern von Gymnasien, Berufs- und Volksschulen werden sexuelle Mythen rationalisiert, in angeblich wissenschaftliche Erkenntnisse verwandelt und in dieser Form anschließend an die Schüler weitergegeben:

Auf Grund dieser Normen hat Geschlechtsverkehr nur innerhalb der Ehe und hier überwiegend zum Zwecke der Zeugung stattzufinden. Die Frau sollte möglichst mit intaktem Hymen, als Jungfrau also, in die Ehe „eingebracht“ werden. Der Mann dagegen muß auch schon vor der Ehe „Erfahrungen sammeln“; für ihn zerfällt die Frauenwelt in zwei ungleichwertige Gruppen, von denen die eine zum Heiraten und Gebären, die andere zum Trainieren bestimmt ist. — Eine Frau, die selbst Vergnügen am Geschlechtsverkehr äußert oder die gar selbst onaniert, gilt als triebhaft. Eine triebhafte Frau sieht sich als schlechte Mutter und schlechte Hausfrau, als schlampig und unordentlich eingestuft, da nur am Sex interessiert! — Frauen und Kinder besitzen ein angeborenes Schamgefühl, sie sind von „Natur aus“ keusch. Keuschheit und Enthaltbarkeit sind Werte an sich, die höher stehen als Triebhaftigkeit:

„Das kindliche Schamgefühl ist — richtig entfaltet und pädagogisch sinnvoll eingesetzt — ein entscheidender Faktor bei der positiven geschlechtlichen Entwicklung wie auch bei der Prophylaxe gegen sexuelle Gefährdung“ (*Helmut Rüniger* in: Westermanns Pädagogische Beiträge 10/67).

Andererseits kann eine Frau ein unmäßigeres sexuelles Verlangen entwickeln als ein Mann; wenn ihre Triebe geweckt sind, wenn sie einmal „Blut geleck“ hat, dann kann kein Mann sie mehr zufriedenstellen. — Trotz dieser Vorurteile: der Mann darf „fremdgehen“, die Frau nicht. — Diese Normen sind von Bürger und Bürgerin verinnerlicht, sie erhalten den Gegensatz der Geschlechter, wie sie sich während des viktorianischen Zeitalters mit extremer Unterdrückung, Abhängigkeit und Unselbständigkeit der Frau einerseits, Beherrschung durch den Mann andererseits entwickelt haben. Der Frau kommen die Eigenschaften einer Ware zu, die Eigentum des Mannes ist. — Diese patriarchalischen Verhältnisse werden manchmal damit begründet, ginge die Frau fremd, dann wüßte der Mann nicht, ob die Kinder in seiner Ehe auch wirklich von ihm stammen. Diese Behauptung wird aufrechterhalten, obwohl die heutigen Verhütungsmittel eine außereheliche Befruchtung ausschließen. — Weiter: Jungen und Mädchen wird damit gedroht, Geschlechtsverkehr könne zur „Sucht“ werden, jeder Mann habe nur „10 000 Schuß“ zur Verfügung, ein zu früher Beginn des „Schießens“ werde durch ein vorzeitiges „Halali“, also ein frühes Ende der sexuellen Potenz „bestraft“. In Wirklichkeit sind immer genügend Spermatozoen und Drüsensekrete von

der Pubertät an bis ins Greisenalter vorhanden — wenn man von Krankheitszeiten absieht. Außerdem sorgt früher und regelmäßiger Geschlechtsverkehr für die Funktionstüchtigkeit der Organe. — Mit einer ähnlichen Lüge wird die kindliche Sexualität belegt. Durch die Behauptung, der Geschlechtstrieb erwache erst während der Pubertät, vorher dagegen lebten Kinder ihr „reines, unschuldiges“ Kinderleben, fühlen sich viele Lehrer von der rechtzeitigen Sexualaufklärung entbunden, da sie unter dieser Voraussetzung meinen können, durch Sexualkundeunterricht eventuell die „Reinen“ in ihrer Klasse mit etwas Schmutzigem vorzeitig in Berührung zu bringen. Diese Märchen hat schon *Sigmund Freud* bekämpft, dessen Name bei vielen Lehrern Entsetzen weckt, da er unter anderem auch Kindern genitale Sexualität zuerkannte:

„Gibt es denn eine infantile Sexualität? werden Sie fragen. Ist das Kindesalter nicht vielmehr die Lebensperiode, die durch das Fehlen des Sexualtriebes ausgezeichnet ist? Nein, meine Herren, es ist gewiß nicht so, daß der Sexualtrieb zur Pubertätszeit in die Kinder fährt wie im Evangelium der Teufel in die Säue. Das Kind hat seine sexuellen Triebe und Betätigungen von Anfang an, es bringt sie mit auf die Welt, und aus ihnen geht durch eine bedeutungsvolle, an Etappen reiche Entwicklung die sogenannte normale Sexualität des Erwachsenen hervor. Es ist nicht einmal schwer, die Äußerungen dieser kindlichen Sexualität zu beobachten; es gehört vielmehr eine gewisse Kunst dazu, sie zu übersehen oder wegzudeuten.“ (Über Psychoanalyse. Ges. Werke VIII S. 43, Imago Publ.)

Vor der Pubertät erlebt der Junge lediglich keinen Samenaustritt, das Mädchen keine Regelblutung. Alle anderen sexuellen Reaktionen treten schon bei Kindern auf, sie werden eben nur durch Erziehungseinflüsse — Eltern, Großeltern, Kindergarten, Lehrer — unterdrückt, so daß sie sich heimlich, vor den Erwachsenen verborgen, abspielen (im Bett, Doktorspielen). Die Erziehung ist so mächtig, daß Kinder vor der Pubertät in eine „Latenzperiode“ gepreßt werden, während der sexuelle Regungen fast völlig unterbleiben, das Kind somit äußerlich sexuell uninteressiert wirkt. Erst der Hormonschub während der Pubertät läßt dann sexuelle Betätigungen wieder sichtbar werden.

Weiterhin würzen Blut- und Bodengedanken den Biologieunterricht:

„Der junge Mensch wird aber aufmerksam, wenn er erkennt, daß er selbst ganz wesentlich zur Erhaltung erbtüchtiger Familien beitragen muß. Hält er Umschau in seiner Verwandtschaft, in den Berufskreisen seiner Eltern, in der Nachbarschaft seiner Wohnung, dann wird er feststellen, daß in unserem Volke das Zweikindersystem vorherrscht. Einfache Überlegungen zeigen ihm, daß ein solches zwangsläufig zu einem Rückgang der Volkskraft, seiner wirtschaftlichen Leistungen, seiner politischen Bedeutung führen muß. Erst wenn die Kinderzahl je Ehe drei beträgt, ist die Zukunft einer Bevölkerungsschicht, des gesamten Volkes gesichert. Viele bevölkerungsbiologische Wünsche erfüllen sich weitgehend von selbst, wenn die Dreikinderfamilie bei den Kulturvölkern die Norm wird. Hier ist ein entscheidender Ansatz für erzieherische Aufgaben. Für unsere jungen Männer muß es selbstverständlich sein, daß sie

einmal Väter von mehreren Kindern werden; unsere jungen Mädchen müssen entsprechend im Muttertum einen wesentlichen naturgegebenen Lebensinhalt sehen. Erziehung zum Vater- und Muttersein ist Gesundheitserziehung im weitesten Sinne, auf lange Sicht. Sie muß in diesem Bereich des Lebens Abschluß und Höhepunkt aller Bemühungen sein, die die Schule im Interesse des Ganzen zu leisten hat“ (Erich Stengel in: Der Biologieunterricht 1/1965, S. 30).

Unter Biologen und Volkswirten ist die Bevölkerungspyramide besonders beliebt, die beim Lehrer bei der Behandlung von geburten-schwachen Jahrgängen die Frage aufkommen läßt, wer die Renten und Pensionen für die verhältnismäßig stark vertretenen Alten aufbringen soll. Eine solche Argumentation übersieht völlig, daß das Problem durch die Mehrkinderehe nur um eine Generation verschoben wird, denn geburtenreiche Jahrgänge werden ja auch einmal zu Rentnern. Wie sollen dann die vielen Alten volkswirtschaftlich versorgt werden? In diesen Diskussionen beschwören die Lehrer zum einen das Beispiel Frankreichs, das in den Zwanzigerjahren einen ganz leichten Bevölkerungsrückgang erlebte, der durch eine planmäßige Bevölkerungspolitik in ein Anwachsen verwandelt wurde. Zum andern droht das Beispiel China als gelbe Gefahr, die mit ihrer Menschenmasse die weiße Rasse zu überrennen sich anschickt. Hier verschweigen die Lehrer, daß Geburtenkontrolle auch in China vom Staat gefördert wird, daß darüber hinaus ein Geburtenwettlauf der verschiedenen Rassen die Weltbevölkerung am sichersten in die Katastrophe treibt.

Historiker unter den Lehrern begehen Geschichtsklitterungen, indem sie sich an Oswald Spenglers „Untergang des Abendlands“ erinnern und ganze Völker und Kulturen an sexuellen Ausschweifungen zugrunde gehen lassen. Beliebtestes Beispiel sind die alten Römer, deren Schicksal auch für die westliche Welt vorausgesagt wird. Die Geschichtslehrer erzählen noch zusätzlich, daß die Geschichte in Pendschwüngen erfolgt: auf ein sittenloses Zeitalter folge immer ein prüdes und sittsames. Ein im Verständnis deutscher Oberlehrer sittsames Zeitalter lebte wahrscheinlich nur in den Bürgerhäusern der viktorianisch-puritanischen Epoche während der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Nordamerika und Westeuropa. — Andere Lehrer behaupten, Kulturleistungen seien nur durch Sublimierung möglich. Sie übernehmen einen Begriff von Sigmund Freud und benutzen ihn für ihre Zwecke. Der Überführung von sexueller Energie in eine sozial höherstehende Tätigkeit „verdanken wir wahrscheinlich die höchsten kulturellen Erfolge“ (so Freud einschränkend in „Über Psychoanalyse“). Sublimierung ist also selbst für Freud eine zweifelhafte Erkenntnis. Dennoch benutzte sie der Oberamtmann Herbert Faller, als er die Auslage einer Schülerzeitung am Frankfurter Jugendkiosk verbot:

„Hier hat auch Enthaltensamkeit ihren Wert als Vorbereitung und als Grundlage einer Sublimierung, aus der uns bedeutende menschliche Leistungen geschenkt wurden“ (zit. nach „Kinderkreuzzug“, rororo aktuell 1153, S. 150).

Auch *Helmut Ringer* kann auf Sublimierung nicht verzichten, da er „geschlechtliche Erziehung als Auftrag der Schule“ unter dem Aspekt von „Bewahrung und sexualpädagogischem Geleit“ sieht:

„Seine (des Lehrers) Aufgabe wird in erster Linie darin bestehen müssen, den jungen Menschen im Rahmen des sexualpädagogischen Geleits zur Sublimierung der Triebe und zu deren willensmäßiger und geistiger Beherrschung zu erziehen“ (Westermanns Pädagogische Beiträge 10/1967, S. 456).

Auf keinen Fall sollen Kind und Jugendlicher zu sexuellen Handlungen ermuntert werden, nur ein gewisses Maß wird eingeräumt. Diese Pädagogen wollen nicht einsehen, daß die Enthaltamskeit, die sie predigen, auch zu seelischen und körperlichen Schäden führen kann. Es ist unmenschlich, unter dem Vorwand, Sublimierung schaffe Kulturwerte, von Kindern und Jugendlichen das in unserer Gesellschaft übliche Übermaß von Abstinenz zu erzwingen. „Auf die paar schlechten Gedichte, die bei Askese gelegentlich entstehen, kommt es doch nicht an“, bemerkte dazu schon der Freudschüler *Wilhelm Reich* in seiner „Sexuellen Revolution“ (S. 100).

V Forderungen der Schüler: keine Sexualpädagogik an den Schulen

Richtlinien und Stoffpläne legen den Lehrer in seiner Eigenschaft als ‚verbeamteten Hofhund‘ an die Kette seines Beamtenstatus. Von dorthier verfügt er nicht über die Freiheit der Lehre, wie sie — theoretisch wenigstens — Hochschullehrern zusteht. Wie die angefügten Zitate belegen, kann von ihm sogar verlangt werden, die angestaubten Paragraphen unseres Strafgesetzbuches zu vermitteln. In seiner Eigenschaft als ‚Erwachsener‘ hat der Lehrer außerdem, also zusätzlich zu den staatlichen Vorschriften, noch die ungeschriebenen Normen der Gesellschaft aufgenommen und verinnerlicht. Ob er will oder nicht, er gibt diese Normen an die Schüler weiter. Wenn er ein solches Bewußtsein entwickelt hat, daß er sich mit vollster Überzeugung gegen die moralischen Normen der Erwachsenen auflehnen kann, steht er als einzelner gegen das ganze Kollegium und gegen fast alle Eltern. Ein Lehrer, der dagegen eine repressive Sexualpädagogik betreibt, kann das Gewicht seiner Argumente mit der Meinung fast aller Erwachsenen anfüllen, er hat seine Kollegen, die Obrigkeit und die Eltern auf seiner Seite. Er kann seine Vorbehalte gegenüber jugendlicher Sexualität „wissenschaftlich“ verbrämen. Zusätzlich tragen Erzieher ihre eigenen z. T. ungelösten Lebensprobleme in den Unterricht hinein. Sie unterrichten so, als ob der heutige Jugendliche ähnliche Entwicklungsphasen durchlaufen müsse wie sie einst selbst, als ob sich für die Heranwachsenden das Leben genauso ‚problematisieren‘ müsse wie für sie. Heute sehen sie sich einer Jugend gegenüber — und das als Lehrer Tag für Tag in engster Tuchfühlung —, die ihren Trieben viel unbefangener nachgeht und die vor dem Kinderkriegen wirklich keine Angst mehr zu haben braucht und der damit vor allem keine Angst mehr zu machen

ist, wenn sie über Verhütungsmittel aufgeklärt ist. Im Zeitalter der Pille kann auch das Mädchen sexuelle Aktivität entfalten, Angst kann nicht mehr in ein Disziplinierungsmittel umgemünzt werden.

Wie aus vielen Schulakten hervorgeht, schnüffeln die Lehrer im Privatleben der Schüler und stellen Verhöre an. Sie bestimmen, was Ausschweifungen sind und stellen Bestrafungen in Aussicht. Die Forderungen, die die repressive Gesellschaft an sie stellt, haben sie zu eigenen gemacht. Sie tragen in ihrer Persönlichkeitsstruktur Wesenszüge des ‚Alltagssadisten‘, zu denen — nach dem „Lexikon der Liebe“ von *Ernest Bornemann* — „Lehrer und Erzieher gehören, die einstmals prügeln konnten und heute immer noch die Zöglinge schikanieren können, außerdem Polizisten, Gefängnisbeamte, Richter und Scharfrichter“.

Die Ausnahmen unter den Lehrern — sie streben einen repressionsfreien, antiautoritären, die Veränderung unserer Gesellschaft intendierenden Unterricht an — haben die Entlassung (Fall Lüdde*/Darmstadt, Fall Dahle/Berlin), die Strafversetzung (die Fälle Gehring und Jacobi in Hamburg, Jacobsen/Berlin) oder die Nichteinstellung (Hoffmann/Hamburg, Steffens/Heidelberg) zu befürchten. Im Fall Heinz Lüdde diente sogar der Unterricht mit dem emanzipatorischen Ansatz, nach dem „Grundlage und Richtschnur aller Sexualerziehung die Einsicht sein muß, daß das augenblickliche Glück des Heranwachsenden nicht einem zukünftigen aufgeopfert werden darf“ (vgl. *Helmut Kentler* in: Für eine Revision der Sexualpädagogik, S. 30), als Vorwand zur Rechtfertigung des Hinauswurfes aus dem Schuldienst. Der Zusammenhang zwischen Sexualität und Herrschaft ist manifest geworden.

Solange die Schule ein autoritäres, repressives, auf Hierarchie gegründetes System darstellt, solange dienen auch die Lehrinhalte der Disziplinierung, ganz abgesehen von den Methoden, mit denen diese Inhalte vermittelt werden. Wenn die schulische „Geschlechtererziehung“ als bloßes Unterrichtsprinzip in die Fächer Biologie, Sozialkunde und Religion, wie in Baden-Württemberg vorgesehen, integriert werden soll, so ist damit für die Selbstbestimmung von Schülern und Lehrern nichts gewonnen; es bleibt alles beim alten, lediglich das Fach Religion wird attraktiver! Unter diesen Voraussetzungen ist es zu verstehen, wenn Schüler und Studenten auf einer Podiumsdiskussion in der PH Heidelberg am 31. 10. 1969 den Vertretern von Kultusministerium, Elternbeirat und Oberschulamt nahelegten, lieber sexuelle Praxis zu treiben als neue Richtlinien zu basteln. Und für die Lehrer galt das Flugblatt: „Kein Sexualkundeunterricht an der Schule — eine Möglichkeit weniger für die Lehrer sich zu blamieren!“

* Der Sozialistische Lehrerbund hat einen Informationsdienst herausgebracht, der eine ausführliche Dokumentation zum Fall Heinz Lüdde enthält. Zu beziehen von: Sozialistisches Büro, 605 Offenbach 4, Postfach 525 (DM 2,— in Briefmarken beifügen).

Manfred Liebel

Siegfried Bernfeld und seine Funktion im Klassenkampf

In diesem Jahr erschienen an verschiedenen Orten nahezu gleichzeitig Neuauflagen des bis dahin fast verschollenen, zuerst 1928 publizierten Buches von *Siegfried Bernfeld: Die Schulgemeinde und ihre Funktion im Klassenkampf*. Hierin läßt sich ein Indiz dafür sehen, daß die Schrift durch das Entstehen oppositioneller Schülergruppen erneut Aktualität gewonnen hat, und es wäre zu fragen, ob sie vielleicht Anregungen für deren Praxis vermitteln kann.

Bernfeld hatte, zusammen mit Gustav Wynecken und anderen, in den Jahren vor dem ersten Weltkrieg den Versuch unternommen, die in der Jugendbewegung stehende bürgerliche Schuljugend und ihre Führer für die Schule und ihre grundlegende Umgestaltung zu interessieren und zu gewinnen. Die Forderung nach der „freien Schulgemeinde“ war die zentrale Parole des von Wynecken geführten linken, schulrevolutionären Flügels der Jugendbewegung, der sogenannten Jugendkulturbewegung, und ihrer Zeitschrift „Der Anfang“. Mit dem Scheitern der Nachkriegsrevolution in Deutschland scheiterten auch diese ersten Versuche, eine politische Schülerbewegung auf breiter Basis Wirklichkeit werden zu lassen.

Bernfelds Buch erschien zu einer Zeit, als an einer Reihe von höheren Schulen in Deutschland, zunächst vor allem in Berlin, oppositionelle Schülergruppen entstanden. Es ist offensichtlich als ein Versuch zu verstehen, diese neu entstehende sozialistisch-kommunistische Schülerbewegung vor dem abermaligen Scheitern bewahren zu helfen. Eine aus seinen eigenen Erfahrungen resultierende Annahme durchzieht das gesamte Buch: daß die Schülerbewegung auch diesmal nicht von Dauer sei und ohne Erfolge bleibe, wenn sie nicht zu einem Teil der gesamten sozialistischen Arbeiterbewegung werde. Die Schüler warnt er vor der Wiederholung des entscheidenden Irrtums der Jugendkulturbewegung, die Jugend könne und müsse einen autonomen Kampf, einen „Klassenkampf der Jugend“ führen. Die marxistisch orientierte Arbeiterbewegung weist er auf die Notwendigkeit hin, die bestehende Schule und Fragen schulischer Erziehung nicht länger allein den bürgerlichen und sozialdemokratischen Schulreformern und Reformpädagogen zu überlassen, sondern bereits im Kapitalismus eine eigenständige sozialistische Erziehungswissenschaft zu entwickeln und eine entsprechende Schulpolitik zu praktizieren. Die bestehenden Schulen müßten demnach zu einem Feld des Klassenkampfes werden, auf dem die sozialistischen Schüler eine

wichtige Funktion zu erfüllen hätten: an der Schule selbst einen „Spannungs- und Kampfzustand“ (S. 94) zu schaffen, der „die ideologische Eingliederung der höheren Schüler erschwert“ (S. 94).

In diesem Zusammenhang greift Bernfeld den einst von der Freideutschen Jugend und der Jugendkulturbewegung um Wynecken (mit freilich verschiedenen Intentionen) vertretenen Gedanken der Schulgemeinde wieder auf. Er unternimmt „eine gründliche Analyse dieser Forderung, damit klar werde, wie weit die sozialistische Jugend mit ihr etwas zu tun haben kann. Eine Prüfung, die gerade jetzt, wo sich die sozialistische Jugend anschickt, den Fragen der Erziehung etwas mehr Aufmerksamkeit zu widmen, wohl am Platze sein dürfte“ (S. 30). Da diese Prüfung heute für die „sozialistische Jugend“ nurmehr mittelbar und nur unter wenigen Aspekten Relevanz besitzt, werde ich auf Bernfelds Schulgemeinde-Interpretation nur kurz eingehen und mich statt dessen ausführlicher mit einigen aktuelleren Passagen des Buches beschäftigen.

Unter Schulgemeinde wurde vor dem Ersten Weltkrieg und in den zwanziger Jahren die „gesetzgebende Versammlung aller Schüler und Lehrer“ (S. 11) einer Schule verstanden, wie sie sich vor allem in den Landschulheimen entwickelt hatte. Auf einer Art Vollversammlung sollten Lehrer und Schüler gemeinsam über die „Gesetze des Zusammenlebens“ beschließen. An Fragen, die sich auf Inhalte und Methoden des Unterrichts, auf den konkreten Erziehungsvorgang beziehen, war dabei nicht gedacht.

In den konträren Erwartungen, die sich bei den Freideutschen einerseits, bei der Jugendkulturgruppe andererseits mit der Schulgemeinde verbanden, deutete sich früh ihre immanente Ambivalenz an. Während die Freideutschen sich von der Schulgemeinde eine Harmonisierung des Verhältnisses von Schülern und Lehrern erhofften, sah Wynecken in ihr „ein Kampfmittel der Jugend zur Eroberung der Schule“ (S. 23). Die im Schulgemeindegedanken enthaltene Tendenz zur Integration schulischer Konflikte kommt letztlich sogar in Wyneckens Absicht zum Vorschein, mit Hilfe der Schulgemeinde „das Strafrecht ... den Lehrern zu entziehen und völlig der Schülergemeinschaft zu übergeben“ (S. 24), d. h. den Schülern zu ermöglichen, sich nach eigenem Ermessen selbst zu bestrafen.

Es wird bei Bernfeld nicht deutlich, ob er die hierin sich ausdrückende Problematik der Schulgemeinde wahrnimmt. Jedenfalls sieht er ihre „Funktion für den Klassenkampf“ nicht primär in diesem Zusammenhang. Er spricht in seinem Buch auffallend selten und wenn, dann nur sehr vage, über die möglichen Aufgaben der bereits institutionalisierten Schulgemeinde. Ihre revolutionäre Funktion sieht er weniger darin, sie zu realisieren, als darin, ihre Realisierung zu fordern. D. h. er erhofft sich 1928, als kaum noch irgendwo Schulgemeinden existierten, von der erneuten Propagierung der Schulgemeinde offensichtlich eine *Provokation*, die zu einem Spannungs- und Kampfzustand führt, von dem *mobilisierende* Effekte hätten ausgehen können.

Unter diesem Aspekt, der in Bernfelds Buch allerdings nirgends eindeutig und widerspruchsfrei entfaltet wird, besitzt seine Interpretation des Schulgemeindegedankens unverminderte Aktualität. Sie weist uns nämlich implizit auf die Problematik des Gedankens an eine Demokratisierung der Schule hin. Obwohl Bernfeld an keiner Stelle seines Buches ausdrücklich von Demokratisierung spricht, lassen sich seine Überlegungen zur Schulgemeinde ohne weiteres auf die Diskussion um die Demokratisierung zumindest der Binnenstruktur der Schule übertragen. Wenn es bei Bernfeld heißt: „An sich hat . . . die Schulgemeinde nichts mit Sozialismus zu tun. Die höhere Schule mit Schulgemeinde enthält gar keinen Widerspruch gegen die bürgerliche Ideologie, schon gar nicht gegen die kapitalistische Wirtschaftsordnung. Im Gegenteil ist die Schulgemeinde das Abbild der demokratischen Regierungs- und Verwaltungsweise, des Parlaments, der Republik, ihrer Bürokratie . . . Es sind lediglich historische Gründe, wenn die deutsche Schule die Schulgemeinde nicht besitzt. So wie das Bürgertum in einer Phase stabilisierter Macht (gesichert vor Massenaktionen des Proletariats) an Schulreformen heranginge, würde es wohl auch ohne jede Mitwirkung der Arbeiterpartei zur Schulgemeinde vorschreiten.“ (zur „Arbeiterpartei“ — weiter unten) — so läßt sich ganz Ähnliches auch im Hinblick auf die Demokratisierung unserer heutigen Schulen unterstreichen. Die Forderung nach Demokratisierung wäre erst dann Moment einer *sozialistischen* Strategie, wenn über „Umfang und Richtung“ (S. 76), die sie annehmen soll, Klärung herbeigeführt würde und wenn erreichte Ansätze der Demokratisierung darauf befragt würden, welche „Funktion im Klassenkampf“ sie zum gegebenen Zeitpunkt erfüllen.

Um zu „proletarischer Klassenkampf-tauglichkeit zu gelangen“ (S. 96), bedarf es in der Schülerbevölkerung nach Bernfeld zweier entscheidender Voraussetzungen: sie muß in der Schule als Masse in Erscheinung treten, und sie muß zu einem verbindlichen revolutionären Bewußtsein gelangen, das von Dauer ist. Bernfeld ist außerordentlich pessimistisch, daß es je gelingen könnte, den Großteil der höheren Schüler für den Klassenkampf zu gewinnen. Es ist zu fragen, wieweit die Begründungen seiner Zweifel der heutigen Schülerbewegung ermöglichen könnten, Ansatzpunkte der Mobilisierung konkreter zu bestimmen und Fehler zu vermeiden.

Bernfeld benennt im wesentlichen drei Faktoren, die eine Mobilisierung der höheren Schüler für revolutionäre Ziele erschweren: 1. den Milieu-Druck in der höheren Schule, 2. die von der sozialen Herkunft abhängigen Schulerfolgserwartungen und 3. altersspezifische psychische Mechanismen, die den Pubertierenden anfällig machen für autoritäre Ordnungen.

Auffallend wenig konkret ist das Schulumilieu-Argument belegt. Die verbürgerlichende Wirkung des Schulumilieus dürfte heute noch leichter aufzubrechen sein als in den zwanziger Jahren, gerade die organisatorische Starrheit der gymnasialen Binnenstruktur bietet unter den heutigen gesellschaftlichen Bedingungen unzählige An-

sätze zur Aktualisierung von Widersprüchen und Konflikten, von denen erwiesenermaßen mobilisierende Effekte ausgehen.

Im Grunde geht ja Bernfeld selbst bei seiner Forderung nach der Schulgemeinde von der Annahme aus, daß solche Ansätze vorhanden sind.

Das (dritte) psychoanalytisch-entwicklungspsychologische Argument ist theoretisch anfechtbar. Der „brave Schüler“, die „tote Masse in jeder Schülerbewegung“, überwiegt nach Bernfeld deshalb in der höheren Schule, weil die Widersprüche in der Psyche der Jugendlichen zwischen dem Drang nach Triebbefriedigung (Lustprinzip) und der allein mit sozialer Anerkennung verbundenen Triebunterdrückung (Realitätsprinzip) eine „Sehnsucht nach Ordnung“ entstehen ließen, die allein das psychische Gleichgewicht in dieser widersprüchlichen Situation zu garantieren verspreche. „Um diesen doppelten Genuß, diese Stabilität eines auseinanderstrebenden Systems von Widersprüchen zu verewigen, bedarf es nur eines: ohne jede Diskussion eine Reihe von Einrichtungen als sakrosankt zu akzeptieren“ (S. 104). Wie schon in seiner Milieu-Druck-Annahme neigt Bernfeld auch hier dazu, die Widersprüche im System der Schule bzw. in der Psyche der Schüler für mindestens soweit unterdrückbar zu halten, daß weder dem Individuum noch den politischen Schülergruppen eine Chance bleibt, diese zu aktualisieren und ihre befreiend-mobilisierende Funktion zur Geltung zu bringen. Zwar sieht er in der Schule „für die Schuljugend . . . die einzige gesellschaftliche Realität, an der sich ihre ‚Gesinnung‘ in Aktionen bewähren kann, also mindestens üben muß“, und fordert deshalb die Schülerschaft auf, sich „innerhalb der Schule als Masse (zu) organisieren“ (S. 96), die Organisation kann er sich auch hier jedoch nur mittels zeitweiliger libidinöser, d. h. hier: autoritärer Fixierungen an charismatische Führerfiguren vorstellen, also nicht mittels Aktualisierung von Konflikten und daraus möglicherweise resultierenden Einsichten in die Notwendigkeit kollektiver Selbstorganisation.

In sich schlüssig und höchst aktuell ist hingegen Bernfelds Hinweis auf die Abhängigkeit der Mobilisierungschancen von der sozialen Herkunft der Schüler. Bernfeld weist nach, warum paradoxerweise gerade die höheren Schüler aus den ökonomisch schwächeren Sozialschichten am schwersten für revolutionäre Zielsetzungen zu gewinnen seien. Auf Schulerfolg viel stärker angewiesen und in der bestehenden höheren Schule in mancherlei Hinsicht stärker benachteiligt als ihre Mitschüler aus ökonomisch und bildungsprivilegierten Familienverhältnissen, stünden sie vor der „unerbittlichen Alternative“ sich entweder einfügen zu müssen oder ausgestoßen zu werden. Daß solche Fragen in der heutigen Schülerbewegung kaum gestellt werden, dürfte sich aus der Tatsache erklären, daß der rebellierende Teil der Schüler sich eben nicht vor diese „unerbittliche Alternative“ gestellt sieht: er rekrutiert sich selbst aus den privilegierten Sozialschichten, kann sich Rebellion und das damit verbundene Risiko eher „leisten“. Die diesbezüglichen Analysen von Bernfeld könnten dazu beitragen, Ansätze für die Mobilisierung gerade

der Schüler zu entwickeln, die aufgrund ihrer unterprivilegierten Herkunft und sozialen Stellung im System der Schule bislang von der im Grunde schichtspezifischen Agitation der Oberschülergruppen nicht „erreicht“ wurden. Am erreichten Ausmaß der Mobilisierung dieser Schüler ließen sich zugleich die Chancen ablesen, über die höheren Schulen hinaus zu Berufs- und Realschülern vorzudringen, die ja in weitaus größerem Ausmaß nicht-privilegierten Sozialschichten entstammen.

Dies bedeutete zugleich, auch über Bernfelds Ansatz hinauszugehen, der (trotz seines abschließenden Exkurses über die Fürsorgeheime) sich im wesentlichen darauf beschränkt, das Potential einer revolutionären Schülerbewegung in den höheren Schulen und dort wiederum in den abermals privilegierten Gruppen festzumachen. Die revolutionäre Schülerbewegung stützt sich nach Bernfelds Ansicht auf einen dem „braven Schüler“ entgegengesetzten Typ, den er als „Rebellen“ bezeichnet. Rebellisch können ihm zufolge nur diejenigen Schüler werden, „die in den Schulleistungen über jede schlechte Note ... gesichert sind oder jene, die ein gewisses Maß ökonomischer Unabhängigkeit haben“ (S. 111), d. h. aus wohlhabenderen Familien stammen und von diesen nicht an der Rebellion gehindert werden. Nicht zuletzt bestehe bei diesen Schülern am ehesten eine Chance zum Rebellentum, da sie die „Milieu- und Ordnungsbestandteile der Schule von Hause aus gewohnt“ seien und, da sie in Überwindung häuslicher Autoritäten ihre „Ichzielökonomie“ gegen dieses System bereits stabilisiert hätten, stünden sie der Schule von vornherein „wie einem durchschauten Popanz gegenüber“ (S. 112). Bernfeld erklärt damit recht schlüssig die auch damals bereits schichtenspezifische Zusammensetzung der revolutionären Schülergruppen, gibt jedoch kaum direkte Anhaltspunkte, wie die Rekrutierungsbasis der Schülerbewegung über die Privilegierten hinaus erweitert werden könnte, es sei denn, er wolle die *Unmöglichkeit* einer solchen Ausweitung konstataren. (Gegen eine solche Annahme sprechen jedoch seine Überlegungen zur Fürsorgeerziehung und nicht zuletzt seine eigene Erzieherpraxis in dem von deklassierten jüdischen Waisenkindern besuchten „Kinderheim Baumgarten“ (vgl. die gleichnamige Broschüre, Berlin 1921, neu aufgelegt in: S. Bernfeld, Antiautoritäre Pädagogik und Psychoanalyse. Darmstadt 1969).

Ausgehend von der Erfahrung, daß die Schülerbewegung im wesentlichen von Jugendlichen bürgerlicher Herkunft getragen wird, fordert Bernfeld, sie müsse sich mit der proletarischen Bewegung verbinden (S. 122), sich der „außerschulischen Beeinflussung“ durch die sozialistische Arbeiterbewegung „unterwerfen“ (S. 95). Die soziale Herkunft ihrer Anhänger prädestiniere die Schülerbewegung, „sich selbst überlassen, ... zu anarchistischer, kleinbürgerlich-sozialistischer Ideologie“ (S. 96), was in diesem Zusammenhang nichts anderes heißt, als daß sie unfähig sei, aus sich selbst heraus Organisationsformen zu entwickeln, die ihrem Kampf Ausdauer und Beständigkeit verschaffen könnten. Da der Schülerrebellion die ökonomische Grundlage fehle, sei sie a priori anfällig für reformistische

Lösungen (z. B. äußerlich bleibende Schulgemeindereformen) und durch diese allzu leicht zu besänftigen und zu integrieren.

Die Gefahr, die Bernfeld aufzeigt, ist auch im Hinblick auf die heutige Schülerbewegung nicht zu leugnen. So abstrakt jedoch wie ihre Begründung („fehlende ökonomische Basis“) gerät auch das Rezept zu ihrer Überwindung. Wie ließe sich denn konkret die „Unterwerfung“ unter die „Führung des Sozialismus . . . , und zwar des Sozialismus, der Arbeiterbewegung bedeutet“ (S. 97), vorstellen? Zwar bezeichnet Bernfeld als „taktische Fragen geringeren Belangs“, ob dies durch „sozialistische Schülervereine“, durch „die Partei“ oder durch „das marxistische Schrifttum“ geschehe (S. 97), aber für die sozialistischen Schülergruppen gilt doch dasselbe wie für die Schülerbewegung insgesamt: ihr fehlt die nach Bernfeld allein gegen das reformistische Gift immunisierende ökonomische Basis; und Unterwerfung unter „die Partei“ oder das ja schließlich recht divergierende „marxistische Schrifttum“ läßt sich doch gerade für das Jahr 1928 schwerlich begründen und rechtfertigen. Welche Partei hätte sich denn 1928 in Deutschland auffinden lassen, um einer nicht-reformistischen Schülerbewegung die Ziele zu weisen und Beständigkeit zu verleihen?

Was für 1928 galt, gilt erst recht für das Jahr 1969. Eine intakte, revolutionäre Arbeiterbewegung, mit der sich die Schülerbewegung verbinden könnte, existiert heute nicht. Sie ist erst zu schaffen. Und der Schülerbewegung kann hierbei durchaus eine wichtige Funktion zufallen: die Organisation der jungen Arbeiter und Lehrlinge, der Berufsschüler. Wenn jedoch eine Chance bestehen soll, eine schlagkräftige und dauerhafte revolutionäre Bewegung auf breiter Basis wiederentstehen zu lassen, dann nur durch solidarische Hilfen zur Selbstorganisation in dem je eigenen Arbeits-, d. h. Erfahrungsreich, und der gegenseitigen Kritik dieser selbst unternommenen Versuche.

Die historische und aktuelle Bedeutung von Bernfelds Buch liegt überhaupt eher in seinen meist wohlfundierten Warnungen vor dem Beschreiten reformistischer Holzwege und dem Aufzeigen diesbezüglicher Tendenzen als in seinen eigenen Vorschlägen für eine revolutionäre Praxis. (Es sei dahingestellt, wieweit sich in dieser „skeptizistischen“ Einseitigkeit seine eigene Praxislosigkeit ausdrückt oder die damaligen Schwierigkeiten revolutionärer Praxis angesichts des Zustandes von KPD und SPD.) Ähnliches gilt für Bernfelds Überlegungen zur Funktion der Landschulheime im Klassenkampf. Er sieht in ihnen gerade da, wo versucht wurde, nicht-autoritäre Erziehungspraktiken zu realisieren, eher eine Art Ventil für die „Rebellen“ unter den Schülern als einen Ansatzpunkt für radikale Gesellschaftsveränderung. Auf den ersten Blick erscheinen Bernfelds Schulheim-Reflexionen als bloß zeitgebunden, auf die heutigen Verhältnisse kaum übertragbar. Wer käme heute schon auf den Gedanken, daß aus den überlieferten, meist privatrechtlich organisierten Internaten „befreite Gebiete“ werden könnten, von denen aus der revolutionäre Kampf zu führen wäre? Bei genauerem Zusehen zeigt sich jedoch,

daß einige der auf die damaligen Landschulheime bezogenen Bedenken Bernfelds Geltung auch beanspruchen können für Versuche, außerhalb des öffentlichen Schulwesens *Gegenschulen* eigens zu errichten mit dem Ziel, dieses Schulwesen und mit ihm die von ihm repräsentierte Gesellschaftsordnung in die Luft zu sprengen. Solche Versuche dürften sich immer dann aufdrängen, wenn der Kampf in den bestehenden Schulen an Grenzen stößt oder sich zeigt, daß die Schulen selber eher Ausdruck des bestehenden Gesellschaftssystems sind als daß sie Hebel zu dessen Umwälzung werden könnten. Bernfeld erinnert uns daran, daß die Errichtung von Gegenschulen, für sich genommen, keinen qualitativ anderen Ansatzpunkt schafft, sondern lediglich eine Verlagerung innerhalb der Sozialisationsphäre bedeutet, m. a. W. alle Züge einer im wesentlichen bloß pädagogischen Arbeit reproduzieren muß.

Bernfeld, Siegfried: Die Schulgemeinde und ihre Funktion im Klassenkampf. Berlin 1928. Faksimile-Nachdruck ohne Ort, ohne Jahr [Berlin 1969]. (Die angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf diese Ausgabe.)

Ebenfalls aufgenommen in:

Bernfeld, Siegfried: Antiautoritäre Pädagogik und Psychoanalyse. Ausgewählte Schriften I u. II. März-Verlag, Darmstadt 1969, Paperback je 12,— DM, Leinen je 25,— DM.

Besprechungen

Philosophie

Pannenberg, Wolfhart: Was ist der Mensch? Die Anthropologie der Gegenwart im Lichte der Theologie; Vandenhoeck & Rupprecht, Göttingen 1968³ (114 S., brosch., 3,80 DM).

P. setzt mit dem Allgemeinplatz ein, daß der Mensch nicht mehr der Naturordnung sich unterwerfen, sondern über die Welt herrschen wolle (5). Hiervon ausgehend, wendet sich P. der physiologisch-psychologischen Entwicklung des Menschen zu. Dabei setzt er sich von A. Gehlen ab, den er sonst zustimmend referiert. Der Mensch sei nicht nur ein handelndes, lernendes Wesen, sondern sein Antriebsdruck richte sich (unbewußt) ins Unbestimmte (10). Dieses Unbestimmte äußere sich als unendliches Angewiesensein auf ein Gegenüber, das der Mensch in seinem Handeln immer schon voraussetze. Hierfür habe die Sprache den Ausdruck „Gott“. Die unendliche Angewiesenheit auf ein Gegenüber, die in jeder „schöpferischen Meisterung der Welt“ durch den Menschen zum Ausdruck komme (22), erfordere eine Weltoffenheit, die über die Grenzen des eigenen Ich hinausgehe. „In der Spannung von Ich-Bezogenheit und Weltoffenheit vollzieht sich alles menschliche Leben“ (41), meint P., womit er wohl auf die psychoanalytische Theorie von der Auseinandersetzung des Ich mit dem Es (als Teil seiner selbst) und dem Realitätsprinzip anspielt. In jener Spannung sieht P. einen auf menschlicher Ebene unüberwindbaren Widerspruch, der nur von außen her gelöst werden könne. Der Mensch aber sei von Natur aus „sündig“, in dem Sinne, daß er in einer sich verschließenden Ich-Haftigkeit lebe. (Wiewohl der Autor in Anmerkungen auf psychoanalytische Literatur einzugehen sich verpflichtet fühlt, läßt seine zentrale These auf tiefergehende Kenntnis Freudscher Schriften nicht schließen: das menschliche Ich in seiner Ichhaftigkeit gilt ihm als „... in seiner Struktur dem tierischen Trieb weitgehend verwandt“ (46)). P. entgeht, daß die von ihm genannten Ich-Schädigungen nicht von Natur schlechthin gegeben sind, sondern — in ihrer spezifischen Form — von der die calvinistische Ethik rezipierenden bürgerlichen Gesellschaft vermittelt worden sind und werden. Vom Individuum zur „Gesellschaft“ sich wendend, fährt P. fort, daß der Mensch in seiner ihm nicht bekannten Bestimmung (als von Gott gesetzt) Gemeinschaft suche, was zeige, daß „... ihrer (der Menschen) aller Bestimmung dieselbe ist“ (59). Gegenseitige Anerkennung sei in der Gemeinschaft nötig, um das Leben erst zu ermöglichen, ja „sogar noch die Gewalt muß vom Unterlegenen anerkannt werden, wenn es zum Zusammenleben mit ihr kommen soll“ (61). Autorität wird durch Anerkenntnis von unten

und Rechtsetzung von oben legitimiert. Zu den weltlichen Ordnungen, die bei P. als nicht mehr unmittelbar von Gott gesetzt erscheinen, gehört die Ehe, mit der Aufgabenteilung zwischen Mann und Frau, deren „abendländische Tradition erhebliche Vorzüge“ besitze (65), zumal sie weitgehend „sachgemäß“ sei, was auch für die „Aufzucht“ (ibid) der Kinder zutrefte. Die Liebe, nach P. rechtsschöpfend, versteht er als „treibende Kraft in der Geschichte des positiven Rechts“ (71). Dieses dient P. zufolge als Schutz gegen den rechtbrechenden ichhaften Menschen, womit P. auf die Stufe des Rechtspositivismus sich begibt und Recht und Ordnung die Stelle der von Gott unmittelbar gesetzten Obrigkeit (nach Luther) einnehmen läßt.

Die Schlechtigkeit der Welt aus sich heraus ändern zu wollen, geht nach P. nicht an, denn das hieße: „Das Reich Gottes mit Gewalt auf die Erde herabzuholen“ (76). Gewalt aber sei menschenfeindlich. So gilt es also zu warten, bis das Reich Gottes selbst naht. So gelangt P., außer zur Verurteilung Marxens, dem er einige wertvolle Erkenntnisse nicht absprechen will, zu der These, daß der Kapitalismus mit der ihm inhaerenten Entfremdung des Menschen nicht Ergebnis des Tauschverkehrs und der Arbeitsteilung etc. sei, sondern allein der in der Natur des Menschen angelegten Habsucht, denn: „Erst wo der Mensch der Habsucht ganz verfallen ist, da tritt auch die Automatik der wirtschaftlichen Entwicklung des Kapitalismus ein...“ (83). So erfahren wir denn schließlich, daß nur die „Gemeinschaft stiftende und erneuernde Liebe“ uns aus der „Automatik des Kapitalismus...“ zu befreien vermag (84).

Eine Theologie der Revolution lehnt P. ab. Nur Gott kann dem Menschen seine Bestimmung und völlige Entfaltung gewähren; von sich aus vermag der Mensch sich nicht zu verwirklichen, in der Diesseitigkeit bleibt er entfremdet. Dafür bekennt sich P. zur Perspektive eines ständigen „Darüber hinaus“, das der Tradition verpflichtet bleibt, in der nicht der Mensch Träger des geschichtlichen Zusammenhangs ist, sondern der biblische Gott, in dessen Überlieferung „Antike, die Neuzeit und ihre Zukunft zur Einheit einer Geschichte zusammengefaßt“ werden (103)... Die Fragen nach den Unterdrückten und den Folgen des Christentums bleiben ausgespart; die affirmative Zwei-Reiche-Lehre Luthers aber ist für die „moderne“ Theologie gerettet.

Hans Grünberger (Frankfurt/Main)

Plack, Arno: Die Gesellschaft und das Böse. Eine Kritik der herrschenden Moral. Paul List Verlag, München 1967/4. Aufl. 1969, 21.—30. Tsd. (430 S., Lw., 23,— DM, Pb., 16,— DM).

Diesem Buch, das zum erstenmal während der Aufstiegsphase der antiautoritären Bewegung erschienen ist, liegt eine Motivkombination zugrunde, die es mit Teilen jener Bewegung gemein hat: in ihm verbindet sich ein radikaler antiautoritärer Protest mit Antikommunismus und elitär-konservativen Momenten. Radikal ist der Protest insofern, als er alles Böse auf eine einzige gesellschaftliche Wurzel zurückführt, die er restlos ausgerissen haben will, und das ist die

Triebunterdrückung. „Alle Unterdrückung ist im Grunde Triebunterdrückung“ (106). Zurückgeführt auf sie werden: alle Ausbeutung und Herrschaft; alle Schäden und alles Leiden; alle nur mittelbaren Triebbefriedigungen als Ersatzbefriedigungen; alle Leidenschaften, Interessen und Bestrebungen von der Art wie Ehrgeiz, Konkurrenz, Prestigesucht, Machthunger, Geldgier, Haß, Lust am Autofahren, Alkoholismus; ferner die Kriege, die Revolutionen, Selbstmord, die Verbrechen und die Gefängnisse; schließlich alle Sexualpraxis, die nicht Heterosexualität ist. Plack geht so weit, den „Sinn aller bisherigen Geschichte“ darin anzugeben, es sei „die Geschichte einer Menschheit, die noch in ihren aufgeklärtesten Köpfen weitgehend im Unklaren geblieben ist über die Natur des Menschen“ (332).

Was Plack beabsichtigt, ist in einem das Nachholen dieser Aufklärung über die Natur des Menschen und die Grundlegung einer „wissenschaftlichen anthropologischen Ethik“, die auf den Gegebenheiten der Humanbiologie basiert und, „als Wissenschaft von den Bedingungen der Liebe“ (339), eine hiermit nicht im Widerspruch stehende Gesellschaftsform sucht. Am Schluß steht „die Forderung einer unbedingten sexuellen Freiheit“ (337), eingeeengt zum Ideal der „voll-sinnlichen Heterosexualität“, das wiederum, man wird noch sehen, wie, in besonderer Weise ein Ideal der Männer ist. Onanie und besonders Homosexualität lehnt er als systemimmanente Perversionen ab, feiert dafür den Sport als „Befreiung des Leibes“ und „Ansatz zu seiner Resexualisierung“ (189).

Weite Passagen des Buches sind einer kritischen Alltagspsychopathologie der Ehe gewidmet. Dabei wird gezeigt, wie die Einzwängung der Sexualität in die eifersüchtig kontrollierte monogame Beziehung den Trieb in seiner Spontanität bricht. Doch wird dieser Aspekt sogleich wieder wahrhaft verabsolutiert: „insofern ist das Problem der monogamen Ehe das Kernproblem unserer Gesellschaft“ (183). Plack bietet folgende Lösung an: vor allem der Mann braucht die Freiheit, neben der Ehe her immer „mal was Neues“ (147) zu lieben. Zugleich ist er gegen die Erleichterung der Ehescheidung, weil dann jede außereheliche Beziehung sofort die Ehe bedrohe. Das Kernproblem im Kernproblem ist offenbar die eifersüchtige Ehefrau, über die ausgiebig gehandelt wird und die an Stellen, wo man sie am wenigsten erwartet hätte — z. B. in der Ätiologie der Homosexualität —, immer wieder auftaucht.

„Eine Ordnung der Liebe müßte eine pluralistische Ordnung sein, die Unterschiede des Wesens und der Vitalität respektiert“ (341). Solche Wesensunterschiede bestehen zwischen dem „triebstarke Menschen“, auch der vitale genannt (166), und dem „antriebsschwachen“. In letzterem sieht er nicht ein Opfer, sondern den Vertreter der „repressiven Ordnung“, mit der er mühelos harmoniert, so daß er keinen Sinn für den Ruf der Natur hat. „Woher soll der Schwache wissen, was Stärke ist?“ (252) Seine Moral nennt Plack mit Nietzsches Sklavenmoral. Sozialen Aufstieg mit allen bösen Auswirkungen —

etwa den Aufstieg zum Kapitalisten — deutet er als von der Gesellschaft offengelassenen Ausweg der Triebstarken, denen die gleichmacherische Sklavenmoral den Weg in die vollsinnliche Triebbefriedigung versperre.

Dem Unterschied zwischen stark und schwach entspricht bei Plack in gewisser Weise der zwischen Mann und Frau. „Der Sklavenaufstand der Frau“, so weissagt er düster, „wird die Männer noch Nerven kosten“ (168). Im Sinne Nietzsches ist der Sklavenaufstand zu verstehen als Aufstand der Unterdrückung gegen das höhere Leben. Plack geht nämlich einfach davon aus, „daß das Leben in einer bürgerlichen Ordnung, die einen starken Lebenstrieb hart beschneidet, den Männern ungleich schwerer fällt als den Frauen“ (312). Diese Ungleichheit bestimmt er näher: „Nun, wir glauben wohl, daß unsere Frauen nicht im selben Maße spontane sexuelle Regungen in sich zu verstauen haben, wie die Mehrzahl der Männer. Bei den Frauen überhaupt ist wohl die neurophysiologische Organisation etwas anders: Schon die Fähigkeit, auf entsprechende optische Reize zu reagieren, ist geringer; zudem erschöpft sich das sexuelle Weltverhältnis der Frau auch nicht in ihrer Beziehung zum Mann“ (276). Die beiden Wesensunterschiede verdienen nähere Betrachtung. Den vermeintlichen neurophysiologischen Unterschied soll der Befund des Kinseyteams belegen, daß etwa der Anblick eines nackten Körpers des anderen Geschlechts und entsprechende Aktfotos auf mehr Männer erregend wirken als auf Frauen. Plack unterschlägt den weiteren Befund, daß Liebesfilme mehr Frauen als Männer stimulieren¹. Dieser Widerspruch deutet darauf hin — und die neueren Untersuchungen des Masters-Teams bestätigen diese Deutung² —, daß es sich um einen sozial bedingten Wahrnehmungsunterschied handelt. Das Aktbild zeigt eine verdinglichte Ansicht, der Film aber eine (soziale) Geschichte. Im übrigen wirkt allenfalls das erregend, womit lustvolle Erfahrungen verknüpft sind. Ein Mehr an sexueller Passivität und Frustration, das sich im Verhältnis zu optischen Reizen spiegeln mag, ist eine Frage des sozialen Schicksals. — Der zweite Wesensunterschied gründe in Schwangerschaft und Stillen, den nach Placks Vorstellung faktisch und richtigerweise zentralen Komponenten des „sexuellen Weltverhältnisses“ der Frauen. Leider wissen die Frauen besonders das Stillen nicht so zu würdigen. Dazu gleich mehr.

„Die herrschende Ordnung verfiere“, wähnt Plack, „wenn ab sofort die Kinder nicht mehr verprügelt würden, nicht mehr angeschrien und nicht mehr peinlich in ihren vitalen Bedürfnissen reglementiert“ (260). Den sprichwörtlich schrecklichen amerikanischen Kindern werde zwar alles gewährt, „aber sie haben die härteste Frustration längst hinter sich: sie durften im eigentlichen Sinne niemals Säuglinge sein. Die Mutter . . . zieht, schon aus Sorge um ihre ‚Figur‘, die Kinder mit der Flasche auf und gewährt ihnen — dafür — später jede Art von

1 Vgl. Kinsey u. a., *Das sexuelle Verhalten der Frau*, Frankfurt/M. 1963, S. 501 ff.

2 Vgl. die Besprechung in diesem Heft, S. 75 ff.

Ersatzbefriedigung.“ Das zu früh der Mutterbrust entwöhnte Kind werde „zur Autoerotik gedrängt“ und müsse „zeitlebens auf orale Wünsche fixiert bleiben . . . selbstbezogen“ (90). Nicht nur ist in dieser Argumentation die antiautoritäre Kindererziehung unglaublich überschätzt. Unhaltbar sind auch die Theorien über die Entstehung von Autoerotik und Selbstbezogenheit. Nachdem an anderer Stelle die Verbreitung der Magengeschwüre auf dieselbe Ursache zurückgeführt ist, verkündet der Autor rasch, wir lebten in einer Kultur des Magengeschwürs. **Ursache von allem: die Frauen, die doch den Mann angeblich nicht in erster Linie brauchen, weil sie das Stillen haben, wollen nicht mehr stillen. Am liebsten scheint Plack es zu haben, der Staat griffe ein und verdonnerte alle jungen Mütter zu dreijähriger Stillzeit. Aber „es ist hier auch kein Zufall, daß zu einer derart rüden Pervertierung die Institutionen schweigen . . .“** (90).

Inwiefern ist es kein Zufall? „Man könnte, wäre man pessimistisch genug, hinter alledem einen diabolischen Geist sehen, der ungerührt jede vitalpsychische Versagung zuläßt, wenn sie nur die Menschen narzistisch und eigensüchtig macht, der aber als ‚böse‘ und ‚schändlich‘ verpönt, was am Ende das Miteinandersein leibhafter Wesen verbessern könnte. Ein solcher ‚Geist‘ wäre die Personifikation der Macht“ (90 f.). Als der „Geist der Macht“ (68) geht er durch Placks Weltanschauung wie sonst nur noch die eifersüchtige Ehefrau. In ihm schafft sich die Methode der Wesensschau, die introspektiv Wesenheiten und Zusammenhänge auslegen zu können beansprucht, ihren fiktiven Bezugspunkt. Insofern er „Geist der Macht“, also geistiger Natur ist, bleibt in seiner Analyse der Geist bei sich, aller verarbeiteten Psychoanalyse und empirischen Anthropologie zum Trotz. Dem entspricht, daß Plack den zentralen Prozeß jeder Gesellschaft, den Produktionsprozeß, überhaupt nicht beachtet. So übersieht er den Bereich der Notwendigkeit, vermittelt keine Einsicht in dieselbe, sondern lenkt von ihr ab und damit zugleich von jedem gangbaren Weg der Befreiung. Entsprechend fehlt auch die Sozialgeschichte der Triebunterdrückung oder wird doch nur ungenügend oder falsch angedeutet. (So ist es zum Beispiel grundfalsch, die bürgerlich-puritanische Moral von vorneherein als „Untertanenmoral“ (73) auftreten zu lassen, war sie doch in der frühbürgerlichen Epoche eine aggressive anti-feudale und revolutionäre Ideologie.)

Ihren Tiefpunkt aber hat vorliegende Theorie in ihrem Verhältnis zu Marxismus und Sozialismus. Neben Schauermärchen über das luxuriöse Leben der Funktionäre „im Osten“ (37) figuriert ein gespenstischer Marx vom Hörensagen, etwa dessen angebliche „Auf-fassung des Kapitals (oder vielmehr der Dividende) als eines ‚arbeitslosen Einkommens‘“ (106). Der Marxismus bleibe in der „repressiven Ordnung“ gefangen, denn er nehme nur ernst „die Fetische der Macht: Luxus, Müßiggang und Geld, zusammengefaßt im Begriff des arbeitslosen Einkommens, des Kapitals“ (106). Nachdem dieser Unsinn Marx angedichtet ist, spielt Plack Max Weber gegen Marx aus. Jener habe entdeckt, daß im Kapitalismus der Gelderwerb Selbstzweck wird. In Wirklichkeit hat Weber nur einige Einsichten aus dem

1. Band des Kapitals in etwas verdünnter Form übernommen. Weiter: „Die radikalen Marxisten beseitigen mit dem Verbot der Profitwirtschaft nur ein Epiphänomen einer von Grund auf verfehlten sozialen Ordnung. Sie verschieben die Aggressivität ganz vom Kampf um die Kasse auf das Gieren nach Ämtern und Posten.“ Der Begriff der „repressiven Gesellschaft“ offenbart sich hier als scheinradikale Spielart der Konvergenzthese: Vom Gegensatz von Kommunismus und Kapitalismus bleibt übrig nur ihre (der „repressiven Gesellschaft“) unterschiedliche „Einkleidung in die eine oder andere Staatsform“ — gemeint ist wohl Gesellschaftsform (342 f.).

Erweist sich das Buch auch als scheinradikal und an der Oberfläche einen einzigen Gedanken hin und her bewegend, so ist doch dieser Gedanke nicht wegzuerwerfen, sondern im Sozialismus aufzuheben. „Je strenger die Körper voneinander geschieden sind, desto verzweifelter, ‚reuiger‘, sehnsüchtiger greifen die Gedanken zum Anderen über, aber auch desto herrschsüchtiger greift einer nach dem anderen aus“ (348).

Wolfgang Fritz Haug (Berlin)

Améry, Jean: Über das Altern — Revolte und Resignation. Verlag Ernst Klett, Stuttgart 1968 (135 S., kart., 9,50 DM).

In der Nachfolge des Predigers Salomo und des Marcel Proust versucht Jean Améry dem Geheimnis der gelebten Zeit nachzuspüren. Die Meditation hebt mit der Frage an, was wohl Zeit sei. Des jungen Menschen „empirische Realität“ der Zeit sei in Wirklichkeit Raum. „Der junge Mensch sagt von sich, er habe Zeit vor sich. Aber was wirklich vor ihm liegt, ist die Welt, die er in sich aufnimmt und von der er zugleich sich markieren läßt; der Alte, so heißt es, habe das Leben hinter sich, doch dieses Leben, das ja realiter nicht mehr gelebt wird, ist nichts als aufgesammelte Zeit, gelebte, abgelebte.“ Der alternde Mensch sei ein Bündel Zeit, nichts weiter.

Was der Autor sucht, versucht, ist Beschreibung des Alterns als einer Daseinsform, deren Charakteristikum die Erwartung des Nicht-Daseins ist. Da Améry als Philosoph meditiert, nicht als Arzt oder Priester, führen seine Überlegungen an den hergebrachten Umschreibungen und Tröstungen vorbei zu einer Analyse des Vorgangs, dem niemand entgeht, der nicht jung stirbt.

Der introspektive Befund des Alternden zeigt in peinlicher und peiniger Weise, daß sich der Ich-Assoziation eine Ich-Dissoziation entgegenstellt. Der Autor spricht vom „sich fremd werden“, und dies nicht nur im Verhältnis zum eignen Leib. Welches Ich wir aus der Vergangenheit ins Altern hinein überführen, werde zweifelhaft.

Dazu kommt ein Zweites: das existenzielle Altern wird unwiderfürlich durch das „soziale Altern“ bestätigt; der Blick der anderen, vom Alternden willig-unwillig interiorisiert, macht es zur Gewißheit, daß die Zukunft schon zu Ende ist. „Die Möglichkeiten, von denen er doch glaubte, sie seien ihm noch gewährt, blendet die Gesellschaft nicht mehr ein in das Bild, das sie sich von ihm macht. . . Die ‚Welt‘

vernichtet den Alternden und macht ihn auf den Straßen unsichtbar.“ Zum „sozialen Altern“ tritt als Korrelat das „kulturelle Altern“: die Welt nicht mehr verstehen.

Solange der Autor sich in der Sphäre des Existenziellen bewegt, ist seine Aussage unwiderleglich, wenn auch schwer annehmbar; doch zu Unrecht tritt er im gesellschaftlichen und kulturellen Bereich mit dem Anspruch auf universale Gültigkeit auf. Es sind sehr wohl Gesellschaften denkbar — es gibt sie sogar —, in denen das Altern die sozialen Bindungen nicht ab-, sondern aufwertet. Im alten und im altneuen China galten die Jahre als gesellschaftlich gebrauchter Erfahrungsschatz. Die Gesellschaft hat eine Funktionsteilung vorgenommen: die Alten beraten, die Jungen leiten. (Wie es die Roten Garden damit halten, entzieht sich unserer Kenntnis.) Bei einer solchen, westlichen Zivilisationen abwegig erscheinenden Rollenverteilung ist die Ehrung des Alters keine verlogene-sentimentale Konvention, sondern Ausdruck gesellschaftlicher Realität. Mag sein, daß dies ein Relikt vorindustrieller Produktionsweisen ist, in den entwickelten Industriegesellschaften beider Systeme trifft das Verdikt des „sozialen Alterns“ in seiner ganzen Härte zu. Mit Recht assoziiert Améry die soziale Be- und Abwertung mit dem „Wegzeichen des Habens“, was nicht nur Besitz bedeutet, sondern auch ein bestimmtes von der Gesellschaft gefordertes und durch Marktwert honoriertes Können.

Die Einsicht in den vom Marktwert des Alternden bedingten Charakter des „sozialen Alterns“ hätte Améry dazu führen müssen, eines der augenfälligsten Marktgesetze der monopolkapitalistischen Wirtschaft zu beachten: „die Produktion von Veraltung“. Der Ausdruck, von Günther Anders treffend formuliert, deckt einen Sachverhalt, der das Hektische des Lebens in der kapitalistischen Industriegesellschaft aufs genaueste erklärt. Der amerikanische Soziologe Vance Packard hat in seinem Buch „The wastemakers“ (deutsch: „Die große Verschwendung“, Düsseldorf 1961) den Vorgang der „planmäßigen Obsoleszenz“ zum Zwecke der Umsatzbeschleunigung beschrieben: mit dem Erzeugnis wird auch sein Todesdatum mitgeliefert. „Wenn der Ausdruck ‚Fortschritt‘ überhaupt noch etwas bezeichnet“, zieht Günther Anders die kulturphilosophische Schlußfolgerung, „dann also den Fortschritt in der Herstellung von Veraltetem“ („Die Toten-Rede über die drei Weltkriege“ — Köln 1964). Das soziale Zurückbleiben ist also zu einem erheblichen Ausmaß künstlich hervorgerufen, Produkt einer Machination, und vielfach überhaupt kein Indiz des Alterns. In der Relation von jung und alt wiegt die pausenlose Verjüngung der Sachen, verursacht durch kapitalistische Profitjägerei, meist schwerer als das Altern der Menschen — das zwar stetig vor sich geht, aber unabhängig vom Tempo der Mode.

Noch viel stärker gilt dieser Einwand dem Befund gegenüber, der vom Autor dem „kulturellen Altern“ zugeordnet wird. Die Welt nicht mehr verstehen, ist für Améry immer und ausschließlich ein Phänomen abnehmender Verstehenskraft des Alternden. Weil er sich weigere, die in rasendem Lauf sich ablösenden neuen Zeichen-Systeme anzunehmen, sei er verurteilt, sein Leben als Kauz, als Weltfremdling

zu beenden. Für Améry ist jedes „Zeichensystem“ gleich authentisch, sofern es nur von den Nicht-Alternden angenommen wird. „Gleich dem Berg, den er nicht mehr zu ersteigen vermag und der darum die Negation seiner Person ist, stellt sich ihm die Zeichensprache der modernen Kultur als die Verneinung seines Ich dar.“ Daß es Elemente der Kultur im Kapitalismus geben könnte, die keinem Berg gleichen, eher einer Niederung, kommt dem Autor in seiner Verabsolutierung des Zeitvergehens nicht in den Sinn. Ob man das Zeitvergehen Fortschritt nennen mag oder nicht, darauf komme es nicht an, behauptet agnostisch Améry. Hier wird die existenzielle Sinnentleerung auf die gesellschaftliche und kulturelle Ebene übertragen, was nicht statthaft sein sollte. Vom Tod aus gesehen, erscheint die gelebte Zeit in der Tat sinnlos — eitel, sagt der Prediger Salomo —, aber ist es deshalb auch die geschichtliche Zeit?

Im Schlußkapitel „mit dem Sterben leben“, erreicht der Essay-Band formal und inhaltlich seinen Höhepunkt. Der Tod, das Undenkbare, „die Urkontradiktion, die als das absolute ‚Nicht‘ alle anderen denkbaren Negationen einschließt“, sei nur negativ zu definieren. Das Sterben aber, „springlebendige Angelegenheit“, müsse vom Alternden gedanklich bewältigt werden, will er halbwegs würdig alt werden. Erleichtert werde die Herstellung des Gleichgewichts „durch des Alternden erstaunliche Fähigkeit, sich in einem je von den Umständen geforderten Zeitgefühl einzurichten“.

Damit kehrt der Gedanke zu seinem Ausgangspunkt zurück: dem Alternden entziehen sich Welt und Raum, er wird immer mehr Zeit, freilich ist es Zeit-im-Erinnern, von Zeit-in-die-Zukunft könne nicht gesprochen werden. Die Zukunftsdimension werde für den Alternden sinnlos, was er dafür eintauscht, sei ein Gefühl undeutlicher, ja ausgesprochen liederlicher Zeit-Indifferenz, die seine Angst nicht aus-, sondern im Gegenteil einschließt, sie ihm aber erträglich macht.

Der sprachliche Reichtum steht auf der Höhe des gedanklichen, gespeist von der Fülle des zeitgenössischen Kulturinventars.

Bruno Frei (Wien)

Hartmann, Klaus: Sartres Sozialphilosophie. Eine Untersuchung zur „Critique de la Raison Dialectique I“. Walter de Gruyter & Co., Berlin 1966 (210 S., Ln., 20,— DM).

Hartmanns Untersuchung über Sartres Sozialphilosophie ist aus einer Vorlesung und Seminarübung hervorgegangen. Für Hartmann, dessen Verständnis von Sozialphilosophie vom aristotelisch-naturrechtlichen Denken bestimmt ist und der bereits eine Untersuchung über die „Grundzüge der Ontologie Sartres in ihrem Verhältnis zu Hegels Logik“ veröffentlicht hat, ist für die Behandlung der Sozialphilosophie Sartres nach seiner eigenen Aussage „deren Verhältnis zur Hegelschen Philosophie des Geistes oder allgemeiner, deren Charakter als Hegel verwandte Transzendentalphilosophie bestimmend“ (Vorwort), womit sich der Autor von der bisher erschienenen Literatur über Sartres Werk abgrenzen will. Der Vorwurf, daß mit der

Absicht, Sartres Werk als transzendente Sozialphilosophie zu untersuchen, „eine rückschrittliche, von der konkreten Geschichte und von marxistischen Problemstellungen zu Unrecht sich entfernende Position“ (Vorwort) bezogen werde, kann nach Hartmann nur durch eine systematische Interpretation der „Critique de la Raison Dialectique“ entkräftet werden, durch eine „sachlich geforderte Untersuchung einer Theorie, und zwar einer Theorie des Sozialen und der Praxis“ (Vorwort). Damit werden grundsätzliche Bedenken gegen eine philosophische Begründung des historischen Materialismus, wie sie Sartre unter Einbeziehung der existenzialistischen Anthropologie in der „Critique . . .“ leisten will, von Hartmann nicht in Erwägung gezogen.

So geht Hartmann in seiner Darstellung weniger von der Absicht Sartres aus, mit seiner Anthropologie grundlegende Strukturen des Marxismus freizulegen, als vielmehr von der transzendentalen Fragestellung, wie es möglich sei — im Gegensatz zu dem von einer idealistischen Integrationsidee bestimmten Hegelschen Konzept —, über die Konstituierung von Einzelfreiheiten zur logischen Begründbarkeit von Sozialem zu gelangen. Grundlegend für Sartres Sozialphilosophie sei dessen phänomenologische Ontologie, die in Sartres Werk „L'Être et le Néant“ noch völlig im Bereich des Abstrakten bleibe, in der „Critique . . .“ aber auf Grund der Rezeption marxistischer Theoreme zu einer Konkretisierung gelange. Allerdings verbinde sich in Sartres Darstellung wegen der „realdialektischen Bewegung“ (186), die das weitertreibende Element seiner Theorie bilde, auf „suggestive“ (190) Weise Allgemeines mit besonderen marxistischen Inhalten, so daß eine zwangsläufige Entwicklung zu einer Marxismustheorie anarchozentralistischen Typs vorgetäuscht werde. Dennoch sei es die große Leistung Sartres, „die Umdeutung der marxistischen ‚Fremdsteuerung‘ in ‚Eigensteuerung‘ und in vom Menschen aus verständliche Verstrickung mit Gegenkräften“ (194) geleistet zu haben, eine Bewertung, die Hartmanns eigenes Marxismusverständnis widerspiegelt, das auf einer völlig unkritischen Identifikation des Marxismus mit seinen dogmatischen Herausbildungen beruht.

Hartmanns Konzeption zeigt sich weiter in Überlegungen, die der eigentlichen Intention Sartres, nämlich den historischen Materialismus als sozialistische Praxis zu begründen, radikal zuwiderlaufen; er will Sartres Theorie in der Weise korrigieren, daß die konkreten Beispiele zu bloßen Illustrationen einer nun ganz allgemein verstandenen dialektischen Vernunft würden: „Durch eine solche Annäherung an eine Begriffsdialektik wäre, so scheint es, der Ausblick auf eine weniger tendenziöse, systematische, wenn auch nicht deshalb schon von prinzipiellen Schwierigkeiten freie Sozialphilosophie eröffnet und die anscheinende Zwangsläufigkeit des Übergehens in Marxismus behoben“ (192).

Hartmanns Darstellung bringt keine wesentliche Erhellung, geschweige denn ernstzunehmende Kritik der Sartreschen Position, da ihr eine im „übergesellschaftlich“ philosophischen Raum bleibende Betrachtungsweise zugrunde liegt.

Anneliese K. Schuon-Wiehl (Marburg/Lahn)

Loeser, Franz: Deontik, Planung und Leitung der moralischen Entwicklung. VEB Deutscher Verlag der Wissenschaften, Berlin 1966 (292 S., kart., 12,60 DM).

Loeser will mit seinem Buch den Grundstein legen für einen neuen Zweig der Gesellschaftswissenschaften: den der „Planung und Leitung der moralischen Entwicklung“ (Deontik). Dazu will sich Loeser der Methoden der Sollsatzlogik und der Kybernetik bedienen. Die Gesellschaft (oder kleinere Einheiten wie Betriebe, Armee, Verbände etc.) soll verstanden werden als kybernetisches System, dessen Leistungsfähigkeit durch seine Stabilität bedingt ist (256 ff.). Das Optimum an Stabilität wird bei größtmöglicher Übereinstimmung von individuellen und System-Forderungen erreicht. Diese Übereinstimmung soll durch „moralische Regler“ hergestellt werden, d. h. durch die „führenden Organe (Werkleitung, Partei, Gewerkschaft usw.)“ (268), die auf die Einhaltung moralischer Verhaltensweisen achten und neue moralische Denkweisen einführen beziehungsweise durchsetzen. Und „die Verbindung deontischer und kybernetischer Methoden erlaubt die Konstruktion von kybernetischen Modellen moralischer Regelsysteme, mit deren Hilfe das Verhalten (bzw. die Effektivität) des moralischen Regelsystems und die Regelgüte des moralischen Reglers genau gemessen und analysiert bzw. mathematisch errechnet werden können“ (42).

Doch die neuen „moralischen Denkformen (... moralische Werturteile, Normen, Kategorien, Ideale und Prinzipien)“ (32) sollen nicht subjektiv von diesen Führungskreisen festlegbar sein; dann bedeutete der Sozialismus keinen Fortschritt gegenüber dem seine Moral idealistisch begründenden Kapitalismus. Im Zuge der Befreiung der Produktivkräfte sollen im Sozialismus vielmehr die Moralnormen „von den Gesetzen der gesellschaftlichen Entwicklung“ (33) abgeleitet und diese damit zugleich beschleunigt werden. Oder anders gewendet: die von Fachleuten erforschten Notwendigkeiten des gesellschaftlichen Systems werden in Moralnormen transformiert. Diese Transformation erweist sich als eine mit zunehmender Vergesellschaftung einhergehende Notwendigkeit: da das Individuum Notwendigkeiten (Zwänge) nicht mehr als sinnlich-konkrete, aus seiner unmittelbaren Beziehung (Arbeit) zur Natur entspringend erfährt, sondern als abstrakte des Systems, denen es sich zudem entziehen kann — etwa mit der Frage: warum soll denn gerade *ich* diese Tätigkeit (z. B. Chemiefacharbeiter) übernehmen? —, muß es zugleich eine moralische Denkweise entwickeln, die sich in Verantwortungsbewußtsein und Identifizierungsbereitschaft gegenüber dem Ganzen äußert. Folgerichtig versteht Loeser dann unter „einer moralisch guten Verhaltensweise ... die Verhaltensweise eines Individuums, die auf der Grundlage der freiwilligen Entscheidung des Individuums die persönlichen mit den gesellschaftlichen Interessen verbindet“ (97).

Doch mit der moralisch guten Selbsthingabe des Individuums ans System erhebt sich die Frage nach der Rationalität dieses Systems. Es muß die Frage nach seiner Legitimation, nach der Transparenz und Rechtmäßigkeit seiner Herrschaft gestellt werden. Sie wiederum

muß eingebettet sein in einen Demokratisierungsprozeß, in einen Dialog zwischen den Vertretern (Kadern) des gesellschaftlichen Systems und den Individuen* bei schrittweiser Übergabe der Herrschaft an letztere. Da Loeser diese Möglichkeit nicht in Betracht zieht — und keine Andeutung läßt darauf schließen, daß er sie als selbstverständliche ausgeklammert hat —, besteht die Gefahr, daß Moral zum bloßen Gesellschaftskitt wird: die einzelnen müssen dann gemäß den Notwendigkeiten des Systems handeln, ohne aber die Notwendigkeit des Systems zu verhandeln. An die Stelle der Einsicht in die reale Notwendigkeit tritt dann die richtige Sichtweise: „Hier muß jedoch beachtet werden, daß nicht nur die gesellschaftlichen, sondern auch die persönlichen Interessen objektiv bedingt sind und daß beide vom Individuum richtig oder falsch verstanden werden können... Die Aufgabe der Moral ist es gerade, dem Menschen zu helfen, seine persönlichen Interessen richtig zu verstehen und ihm deren Verbindung mit den gesellschaftlichen Interessen zu erleichtern“ (91). Insofern Loeser die Möglichkeit der Demokratisierung nicht in seinen Ansatz einbezieht, scheint er ein später Theoretiker des zentralistischen Systems zu sein, „in das der Mensch integriert werden mußte (moralische Appelle, direkter Zwang und indirekte Repression)...“ (Alt Vater, Argument 39, S. 269), während die Vertreter des „neuen Modells“ die — zwar beschränkten — „Möglichkeiten von Freiheit, Demokratie und Glück“ aktualisieren wollen.

Das Buch umfaßt einen umfangreichen formalen Teil, der die logischen Beziehungen der deontischen Kategorien zueinander (Sollsatzlogik) und deren Verhältnis zur Aussagenlogik behandelt.

Gerd Ziob (Berlin)

Soziologie

Werner, Hans Detlef: Klassenstruktur und Nationalcharakter. Eine soziologische Kritik. Verlag Elly Huth, Tübingen o. J. (212 S., kart., 7,80 DM).

Seit den kulturanthropologischen Forschungen Ruth Benedicts, denen die Annahme einer psychologischen Kohärenz der Institutionen zugrunde lag, deren Gesamtsumme die Gesellschaft ausmacht, wurde der Nationalcharakter zur zentralen Kategorie in den verschiedenen Disziplinen der amerikanischen Sozialwissenschaft. Einige Autoren entzogen sich der wissenschaftlichen Legitimation dieses Begriffes, indem sie ihn stets in Führungszeichen setzten; andere akzeptierten ihn stillschweigend, ohne darauf zu reflektieren, ob ihm überhaupt eine soziale Substanz inhärent ist.

Werner will in seiner Arbeit diesen Begriff wissenschaftlich untersuchen, um seine Brauchbarkeit für die Sozialforschung zu ermitteln. Dabei fühlt er sich dem fragwürdigen Weberschen Prinzip der Wert-

* Zu dieser Problematik vgl. die Aufsätze in Argument 39, 1966, „Wirtschaftsmodelle im Sozialismus“.

freiheit verpflichtet und vermeint, „in der Analyse muß die eigene Beziehung zum Objekt aus Gründen methodischer Exaktheit aufgegeben werden, um den Anspruch auf Objektivität zu legitimieren“ (5).

Schon der Versuch — so Werner — den „Nationalcharakter“ analytisch zu durchdringen, offenbart seine Fragwürdigkeit. Nation (wie Nationalität) begreift Werner im Anschluß an Max Weber als psychologisches Gebilde: der Ort der nationalen Zugehörigkeit ist das Bewußtsein der Menschen. Nation, so verstanden als subjektives Gebilde, läßt sich für Werner analytisch schwer fassen; und Nationalcharakter in der Bedeutung von Charakter der Nation ist für ihn ein schlechthin verschwommener Begriff. Wenn Werner auch die Unbrauchbarkeit dieser Kategorie zu Recht konstatiert, so differenziert er nicht scharf zwischen Nation und Nationalität (cf. 8 f. und 15). Werners Bestimmung von Nation als subjektivem Gebilde unter schlägt die historische Genesis der Nation (was Werner ja gerade an den „Nationalcharakter“-Forschern bemängelt). Historisch ist Nation im Anschluß an H. O. Ziegler als Legitimität bürgerlicher Herrschaft, Nationalität dagegen als kohäsive Menschengruppe zu begreifen*.

Werner geht im Detail auf die diversen Ansätze in der „Nationalcharakter“-Forschung ein. Die Grundannahme all dieser Ansätze ist die Homogenität einer nationalen Gesellschaft. Die einen erblicken sie in „gleichgerichteten Wertorientierungen“, die anderen in „psychologisch zentral gelegenen Persönlichkeitsstrukturen“ (cf. 17). Werner zeigt, daß diese Grundannahme auf einer „höchsten Allgemeinstufe“ basiert, die empirisch entsprechend nicht untermauert werden kann. Die zentrale Schwäche dieser Forschung liegt also in dem methodisch bedingten „Zwang zur Verallgemeinerung“. Nicht gegen den Bezugsrahmen des Nationalen wendet sich der Autor, sondern dagegen, daß der der Kulturanthropologie entlehnte Ansatz, demzufolge es so etwas wie eine „intrapyschische Struktur eines individuellen Mitglieds der Kultur“ (M. Mead, 67) gibt, eine Differenzierung innerhalb einer nationalen Gesellschaft versperert. Dem vorwiegend in Deutschland verbreiteten vulgärwissenschaftlichen Nationalcharakter-Begriff (35 ff.) sowie dem der amerikanischen Kulturanthropologie und dessen Aufnahme in wissenschaftliche Modelle (die den Nationalcharakter als Grundpersönlichkeit bzw. Sozialcharakter bestimmen) zieht Werner das Konzept der „Modalpersönlichkeit“ vor, das er als radikale Abkehr vom Homogenitätsanspruch der „Nationalcharakter“-Forschung interpretiert (151). Der Bezugsrahmen dieses Konzeptes ist nicht mehr die nationale Kultur, sondern die Sozialstruktur einer nationalen Gesellschaft. Entsprechend gibt es keinen Nationalcharakter, sondern nurmehr „Klassenmentalitäten“. Daraus ergibt sich für Werner indes kein nationaler Nihilismus; er nimmt lediglich eine Umstellung der Prioritäten vor: die „Klassenpersönlichkeit“ hat den Bedeutungsvorrang vor nationalen Einflüssen (178 f.).

* H. O. Ziegler, Die moderne Nation, Tübingen 1931, passim.

Werner fordert, den von ihm als wissenschaftlich „untauglich“ ausgemachten Begriff des Nationalcharakters endlich aus der wissenschaftlichen Diskussion zu eliminieren; „er hat den Menschen die Wirklichkeit nationaler Gesellschaften nicht erschlossen, sondern verschlossen“ (197). Bassam Tibi (Frankfurt/Main)

Lehr, Ursula: Die Frau im Beruf. Eine psychologische Analyse der weiblichen Berufsrolle. Athenäum Verlag, Frankfurt a. M. und Bonn 1969 (439 S., Ln., 38,— DM).

Lehr exploriert mittels biographischer Methode 500 Frauen verschiedener Alters- und Berufsgruppen, zum Vergleich 160 Männer, um die Bedeutung der Berufstätigkeit für die Frau zu eruieren. In einem Exkurs über die „differentielle Psychologie der Geschlechter“, in dem sich Lehr mit nahezu allen neueren deutschen und amerikanischen Autoren auseinandersetzt, betont sie, daß „männliches“ und „weibliches“ Verhalten „in hohem Maße als Ergebnis einer Interaktion zwischen Individuum und Gesellschaft angesehen werden“ (26) muß. Mädchen werden von frühester Kindheit auf Kochtopf und Windeln programmiert. Beruf ist, wenn überhaupt, Nebensache, während Jungen bereits im Sandkasten Berufe und Berufssituationen erproben und darin von ihren Eltern unterstützt werden. Für die Männer ist der Beruf existentielle Notwendigkeit. Die Wahl der Tätigkeit liegt bei ihnen. Die Frauen sind dagegen sehr viel stärker an die Wünsche und Forderungen ihrer Eltern hinsichtlich eines Berufes gebunden, da der Beruf wiederum abhängig ist von der Ausbildung, die die Eltern finanzieren müssen. Nahezu die Hälfte aller Eltern (46,43 %, 168) wünschen sich für ihre Tochter keinen bestimmten Beruf bzw. nur einen Haushaltsberuf. Chancengleichheit bei der Ausbildung zwischen Männern und Frauen besteht zwar formal, ist aber materiell nicht existent.

Die Frauenerwerbsarbeit hat quantitativ ständig zugenommen, qualitativ jedoch kaum, denn im Vergleich zu den Männern sind die Frauen jeweils am unteren Ende der Berufshierarchien zu finden. Lehr konstatiert das Gegenteil. Ein Indiz dafür scheint ihr die Zunahme der weiblichen Erwerbstätigkeit nicht bei den Arbeiterinnen und Angestellten, sondern bei den Beamtinnen (4). Sie übersieht dabei, daß die überwiegende Zahl der Beamtinnen im unteren und mittleren Dienst tätig ist. Nach der 1966 von der Bundesregierung herausgegebenen Frauenenquete gab es sieben Ministerialrätinnen, denen 699 männliche Kollegen gegenüberstanden (Frauenenquete, 416/7). Damals war keine Frau Ministerialdirigent oder Ministerialdirektor. Selbst wenn die Frauen den Wunsch haben, im Beruf aufzusteigen, erlahmt ihre Einsatzbereitschaft oft auf Grund dauernder Diskriminierung und schlägt in Desinteresse und Resignation um. Das größte Interesse an der Konservierung solcher Zustände hat die Industrie, denn schlecht ausgebildete Frauen dienen als billige Arbeitskräfte.

Als Berufsmotivation wird von Frauen mit niedrigem sozialen Status am häufigsten Existenzerhaltung genannt, ihre Berufszufriedenheit ist am geringsten. Für Frauen mit mittlerem sozialem Status firmiert Freude an Tätigkeit und Leistung als Begründung. Für Frauen von hohem sozialen Status ist der Beruf „Lebensaufgabe“ (324), die Berufszufriedenheit ist am größten.

Die Autorin sammelt eine Fülle von Einzelergebnissen, lehnt jedoch expressis verbis jede Theorie ab (398). Erklärungen meint sie in der Analyse des jeweiligen isolierten Einzelschicksals zu finden. Von einer Beziehung des Berufs zu den Produktionsverhältnissen ist nirgends die Rede.

Dorothea Röhr (Gießen)

Walter, Sonja: Die junge Ehefrau. Verlag Neues Leben, Berlin (DDR) 1964, 3. Aufl. 1969 (186 S., kart., 2,— M).

Heym, Sabine: Kosmetik für junge Leute. Verlag Neues Leben, Berlin (DDR) 1967 (159 S., kart., 2,— M).

„Die Frau führt den Haushalt in eigener Verantwortung. Sie ist berechtigt, erwerbstätig zu sein, soweit dies mit ihren Pflichten in Ehe und Familie vereinbar ist.“ So heißt der Paragraph 1356 des BGB. Und der Gesetzeskommentar: „Die Frau ist zur Haushaltsführung verpflichtet, darf sich ihr also selbst dann nicht entziehen, wenn sie erwerbstätig ist. Diese Pflicht zur Haushaltsführung ist vorrangig . . ., die Pflichten in Ehe und Familie dürfen unter der Berufstätigkeit (der Ehefrau) nicht leiden . . . und der Ehemann kann das Einverständnis (zur Berufstätigkeit der Frau) widerrufen, wenn sich die Unvereinbarkeit herausstellt, da die Pflichten gegenüber Ehe und Familie zwingend sind“ (zit. nach Walter, S. 11/12). Dieser Paragraphenwirklichkeit der Bundesrepublik läßt sich entsprechend der § 2 des Familiengesetzbuches der DDR gegenüberstellen. Dort heißt es, die Partner sollen sich verpflichtet fühlen, „ihre Beziehungen zueinander so zu gestalten, daß beide das Recht auf Entfaltung ihrer Fähigkeiten zum eigenen und gesellschaftlichen Nutzen wahrnehmen können“. Jeder soll „die Persönlichkeit des anderen . . . respektieren und ihn bei der Entwicklung seiner Fähigkeiten . . . unterstützen“ (23). Küche, Kirche und Kinder schleichen sich nun nicht hinterrücks als Bereich der Persönlichkeitsentfaltung der Frau ein, sondern der ganze Akzent wird gelegt auf Bildung, Weiterbildung, Berufsleben und gesellschaftliche Tätigkeit. Gleiche gesellschaftliche Interessen sollen auch bei der Wahl des Partners ausschlaggebend sein; da die Ehe der Ort ständiger Diskussion, gegenseitiger geistiger Bereicherung und des Erfahrungsaustausches sei, solle man allzu unterschiedliches geistiges Niveau vermeiden. Die Haushaltsarbeit soll zwar gleichmäßig unter Mann und Frau aufgeteilt sein, mehr noch aber gelte es, die Anstrengung auf optimale Rationalisierung der Arbeit zu lenken durch Anschaffung von Maschinen — soweit sie nicht durch gesellschaftliche Dienstleistungsbetriebe (Waschanstalten, Volksküchen bzw. vorgekochte Gerichte) überflüssig werden — und durch zweckmäßige Möblierung. Wenn die Arbeit trotz Kindergärten, Be-

triebessen usw. zuviel ist, als daß beide sich weiterbilden können, sollen sie es nacheinander tun, keiner darf zugunsten des anderen verzichten. Gewarnt wird vor einer Eheschließung vor dem 18. Jahr; zwar verhinderten staatliche Einrichtungen und Stipendien etc. den Abbruch der Berufsausbildung nach der Geburt von Kindern, aber Charakter und Interessen lägen in so jungem Alter noch nicht fest, so daß Scheidungen zu erwarten seien. Dem liegt die Vorstellung der lebenslänglichen Monogamie zugrunde, die allerdings um viele Freundschaften und andere gesellschaftliche Beziehungen bereichert werden soll. Auch der voreheliche Geschlechtsverkehr soll sich auf den späteren Lebenspartner beziehen, man soll sich immer fragen, ob der Partner der Vater der Kinder sein könne — Antikonzeptionsmittel kommen erst bei der Familienplanung nach der Eheschließung ins Blickfeld der Autorin. Die Lektüre von Ehebüchern wird empfohlen, um das Liebesspiel lustvoller und befriedigender zu gestalten. — Bei der Kindererziehung, die nur angedeutet wird, liegt der Akzent leider immer noch auf der Reinlichkeitsdressur (mit 8 Monaten auf den Topf).

Hat man Ärger im Betrieb, so lasse man diesen nicht am Partner aus; die Ehefrau zieht sich beispielsweise zurück und absolviert ein Kosmetikprogramm. Wie das aussieht, verrät das Buch von Sabine Heym. Es enthält Anweisungen für allgemeine Körperpflege und Schminkanweisungen, wie wir sie ähnlich von allen möglichen Schönheitspräparaten auch kennen. Man erfährt einige historische Daten über Kosmetik, liest, daß in der DDR Kosmetikerinnen staatlich an medizinischen Schulen ausgebildet werden und soll begeistert zur Kenntnis nehmen, daß früher nur Oberklassenfrauen und heute jeder an der kosmetischen Verschönerung teilhaben kann. Ohne Zweifel kann man voraussetzen, daß die Anpreisung der diversen Kosmetika nicht der Absatzförderung dienen soll — wie in der BRD —, sondern einem Bedürfnis der Mädchen und Frauen in der DDR entgegenkommt. Aber gerade darum ist es unverzeihlich, daß kein Gedanke der gesellschaftlichen Funktion dieser Verschönerungszeremonie geschenkt wird. Weder die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern, die dem zugrunde liegt, noch der Herrschaftsanspruch des Mannes, der durch die Verweisung der Frauen in den Blumen Garten der Lustobjekte raffiniert perpetuiert wird, werden auch nur andeutungsweise mitreflektiert. Ein sozialistisches Buch über Kosmetik sollte nicht die tradierten „Bedürfnisse“ zu befriedigen versuchen, sondern einen Prozeß mitinitiiieren, der für beide Geschlechter die in Produktion und Gesellschaft schon begonnene Gleichstellung auch auf dem Gebiet der „Schönheit“ zu verwirklichen sucht.

Frigga Haug (Berlin)

Giese, Hans, und Gunter Schmidt: Studentensexualität. Verhalten und Einstellung. Eine Umfrage an 12 westdeutschen Universitäten. Veröffentlichung des Instituts für Sexualforschung an der Universität Hamburg. Rowohlt-Verlag, Hamburg 1968 (415 S., Lw., 28,— DM/kart., 14,80 DM).

Gäbe es die vielerorts verkündete sexuelle Revolution, so müßte sie bei den Jugendlichen und dort zumindest bei den Studenten stattgefunden haben. Dies herauszufinden unternahmen Giese und Schmidt im Frühjahr 1966 eine Fragebogenaktion. (Vgl. die Besprechung des Gieseschen Fragebogens in Argument 37, S. 150.) Von 19 Hochschulen erteilten nur 12 ihre Zustimmung; 2,6 % der Studenten aus diesen Hochschulen wurden angeschrieben, davon antworteten 40 % nicht. Gleichwohl dürften die Ergebnisse zur Beantwortung der gestellten Frage ausreichen.

Unterstellt man eine offizielle Sexualmoral, die voreheliche Beziehungen mißbilligt, Verhütungsmittel für unmoralisch hält, Jungfräulichkeit für die Eheschließung fordert, die Schwangerschaftsunterbrechung strafrechtlich verfolgt, Homosexualität aufs schärfste ablehnt und im übrigen einer doppelten Moral huldigt, die den Männern etwas mehr Freiheiten einräumt als den Frauen — unterstellt man wie Giese eine solche Sexualnorm, so läßt sich eindeutig feststellen, daß von einer derartigen Moral bei den Studenten in ihrer Einstellung wenig zu finden ist: $\frac{9}{10}$ der Befragten billigen voreheliche Beziehungen (Giese/Schmidt benutzen das Wort vorehelich für alle nichtehelichen Beziehungen, womit unterderhand noch einmal unterstellt wird, daß Sexualität an sich schon auf die Ehe abziele und ohne sie im Grunde etwas Vorläufiges darstelle, das naturwüchsig erwachsen = ehelich werden muß); 95 % bejahen Verhütungsmittel; die Jungfräulichkeit wird nicht als notwendige Vorbedingung für die Ehe gefordert; $\frac{4}{5}$ zeigen sich tolerant gegenüber Masturbation und Homosexualität; die Gesetze gegen Schwangerschaftsunterbrechung und die 1966 noch bestehenden gegen Homosexualität werden von gut $\frac{2}{3}$ der Befragten abgelehnt. Die dargestellte studentische Sexualeinstellung differiert nicht nennenswert nach dem Geschlecht der Befragten — Giese/Schmidt bezeichnen sie als freizügig und egalitär.

Prüfen wir die Praxis der theoretisch Befreiten im Jahre 1966: nur gut die Hälfte der ledigen Studenten hat überhaupt Koituserfahrung — im Alter von 20 Jahren sind es $\frac{2}{5}$ der Männer und $\frac{1}{3}$ der Frauen, mit 24 Jahren etwa $\frac{2}{3}$ beider Geschlechter; bei den meisten handelt es sich um vereinzelte Erlebnisse, der Durchschnitt liegt bei viermal monatlich. Bei der koitusenthaltssamen Hälfte der ledigen Studenten masturbieren etwa 80 % der Männer gelegentlich (im Schnitt fünfmal monatlich) und 40 % der Frauen (im Schnitt zweimal monatlich). 7 % der Männer und 32 % der Frauen sind sowohl koitus- als auch masturbationsenthaltssam. $\frac{3}{4}$ der Frauen und $\frac{2}{3}$ der Männer mit Koituserfahrung hatten in den letzten 12 Monaten vor der Befragung nur einen Partner, die Mehrzahl kannte diesen schon zwei Jahre und länger. Das heißt, die dauerhafte Liebesbeziehung wird zur Legitimation für die „voreheliche“ Aktivität. — Nur 3 % der befragten Studenten haben homosexuelle Kontakte (durchschnittlich 2,6 mal monatlich); Verhütungsmittel verwenden 90 % der Koituserfahrenen, sie beschränken sich aber noch 1966 zu 80 % auf die konventionellen Methoden (Knaus-Ogino, Präservative und Coitus interruptus), Antibabypillen benutzen 6—8 %, Pessare 1—2 %. Nach

diesen Praktiken verwundert es, daß nur 11 % der Koituserfahrenen Studentinnen eine Schwangerschaftsunterbrechung angeben. — Generell scheint das sexuelle Verhalten bei religiös gebundenen und politisch konservativen Studenten noch weniger freizügig zu sein als bei den sozialistischen. Da dieser Befund bei den Einstellungen gegenüber der Sexualität noch deutlicher wird, ist allerdings anzunehmen, daß die Daten über das Verhalten von beiden Gruppen ein wenig nach den eigenen Moral- bzw. Wunschvorstellungen korrigiert wurden. Wichtig aber sind die für die weiblichen Studenten angegebenen Zahlen. Gegenüber den religiös gebundenen haben die Nie-Kirchgängerinnen dreieinhalb mal soviel Koituserfahrung, die sozialistischen ca. doppelt soviel wie die konservativen. Es läßt sich nachweisen, daß geschlechtsspezifisches Sexualverhalten überhaupt abhängig ist von sozialen Faktoren und hier besonders von der Bindung an die Kirche.

Das Fazit: die sogenannte Freizügigkeit der Studenten war zumindest noch 1966 rein verbal. Die sexuelle Revolution fand nicht statt. Die monogame Ehe und die Familie wurden akzeptiert (nur $\frac{1}{4}$ der Befragten hielt die Ehescheidungsgesetze für zu streng). Bei ca. der Hälfte der Studenten fand — auch in der Praxis — eine Übertragung der ehelichen Verhaltenserwartungen auf die „vohelichen“ Beziehungen statt. Da aber auch in der vorherrschenden moralischen Bewertung der Sexualität eine Verschiebung sich abzeichnet von der Zeugungsfunktion zur Funktion der Ausfüllung des „Lebens zu zweit“, entspricht das Verhalten der überhaupt Sexualität praktizierenden Hälfte der Studenten — ganz zu schweigen von den Enthaltamen — lediglich der allgemeinen Entwicklung.

Frigga Haug (Berlin)

Bernfeld, Siegfried: *Sisyphos oder die Grenzen der Erziehung.* Theorie 2. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/Main 1967 (155 S., kart., Ln. kasch., 10,— DM).

Zweifellos sind wir heute weiter von der „Dichtungs“-Pädagogik entfernt, als Bernfeld es 1925, als dieses Buch zum erstenmal im Internationalen Psychoanalytischen Verlag erschien, sein konnte; und was er als „Rationalisierung“ der Pädagogik, nämlich ihre Verwissenschaftlichung auf der Basis von Marx und Freud, forderte, können wir heute nicht mehr so nennen — und doch ist die Wiederveröffentlichung des *Sisyphos* von gewissem Interesse, denn diese kritische Tradition der Psychoanalyse wurde zum großen Teil verschüttet. Bernfeld schrieb ein Pamphlet, er polemisiert spritzig, ironisch und zynisch; man nimmt einiges in Kauf über die „Ureinrichtungen der Erziehung aus psychologischen Gründen“, wie Hypostasierung der „Liebe der Weiber zu ihrer Frucht, Vernichtungstrieb und Vergeltungsfurcht der Männer“, die, wie Kronos, ihre Kinder bloß zum Fressen gern haben (69 ff.). Bernfeld beklagt das Fehlen von Fachleuten, die zugleich politische Ökonomie und Psychoanalyse beherrschen und äußert hin und wieder Krauses über „die Wechselwirkungen zwischen den Wirtschaftsprozessen und den biophysischen Reak-

tionen und Abläufen ...“: „Wie die Technologie als Organprojektion gesehen werden kann, so die Gesellschaftsformen als irgend eine psychoide Umsetzung. Es ist, als wäre die Wirtschaftsform eine Art materialer Gestaltung und Rechtfertigung des Gesellschaftsunbewußten; eine Art Ideologie des Schuldgefühls (90 f.).“

Sisyphos meint: biologische, psychologische und soziale Grenzen der Erziehbarkeit sollen abgesteckt werden, um sinnlose Anstrengungen zu beenden, insbesondere solche, die — wie die Eltern-Kind-Situation, in der die Dimension physischer Macht niemals ausgeschaltet werden kann — sich mit konstanten Faktoren herumschlagen, die man eigentlich zu ändern vorgibt. Auf diese Fragen stößt er die „Pädagogiker“ ebenso wie auf die „Tantalussituation“ der gesellschaftlich Unterprivilegierten: die können aus eigener Kraft nicht an den Reichtum der Gesellschaft und werden zudem noch dauernd in ihrer Existenz bedroht, da hilft keine Pädagogik. Im „Sisyphos“ findet man die ersten Formulierungen dessen, was später als „Theorie des sozialen Ortes“ von Bernfeld formuliert und dann gründlich vergessen wurde: daß die Klassenlage eines Menschen mit darüber entscheidet, wie soziale und psychische Konfliktsphäre zueinander sich verhalten.

Bernfeld macht Marx und Freud zu „Schutzpatronen der neuen Erziehungswissenschaft (67)“. Er will, wenn möglich, den Determinismus der Vererbungslehre, der Konstitutionsforschung, der Psychoanalyse, des Darwinismus und den der Klassenlage überwinden, auf zwei Wegen. Der eine ist gesellschaftlicher Art. Er will die Bemühungen gerichtet sehen „auf das Zentrum, die gesellschaftliche Evolution oder Revolution, je nach Bescheidenheit solcher Änderungslust (123)“; damit soll der Pädagogik indirekt auf die Sprünge geholfen werden, die, als Nachfolgerin der alten Initiationsriten, nie revolutionär, sondern nur weniger reaktionär sein kann, je nach den gesellschaftlichen Verhältnissen. Neben dieser soziologischen Perspektive der Pädagogik hält Bernfeld jedoch an der genuin psychoanalytischen fest (wie er sich ja später in der Sublimierungsarbeit auch weigerte, um der Zusammenarbeit mit den Marxisten willen Psychoanalyse auf Naturwissenschaft zu reduzieren). Die — freilich wissenschaftlich fundierte — Zuwendung an den einzelnen wird sogar als das Wichtigste bezeichnet: „Es (das Individuum, K. H.) ist ein Ego schließlich mit seinem eigenen, einmaligen Schicksalsgesicht. Und gerade diese oberste, schmalste, dünnste Schichte ist dem Individuum die wichtigste, sie allein ist die seine ... (145).“

Bernfeld beläßt es bei diesem doppelten Ansatz. Offenbar sieht er das anarchische Moment, welches in jeder psychoanalytischen Argumentation steckt, die einen Menschen als (zwar gesellschaftlich entstandenes, aber eben doch) individuelles Sinnsystem entziffert und anerkennt, dann ebenso in Gefahr, wenn man diesen Menschen nur soziologisch, als Klassenangehörigen z. B., betrachtet, wie er andererseits — gerade beim Polemisieren gegen die alte Pädagogik — bei einer bloß psychologisierenden Argumentation nicht mehr bleiben kann.

Klaus Horn (Frankfurt/Main)

Biermann, Gerd: Kindeszüchtigung und Kindesmißhandlung. Eine Dokumentation unter Mitarbeit von Hermann Häusler. Ernst Reinhardt Verlag, München/Basel 1969 (167 S., Ln., 16,— DM).

Die vorliegende Arbeit bringt eine Fülle dokumentarischen Materials zur gewaltsamen Kindererziehung. Dabei werden die zumeist deutschsprachiger Literatur, Zeitungen oder Zeitschriften entnommenen Zitate unter den Komplexen „Herrschende Zustände“, „Hintergründe, Ursachen“, „Anregungen, Vorschläge, Forderungen“ rubriziert.

Der Mangel dieser Schrift in ihrem Dokumentationsteil ist, daß in ihm häufig Schriften der verschiedensten psychologischen Schulen und Schattierungen bruch- und kommentarlos aneinandergereiht werden: A. Adlers Publikation „Psychologie der Macht“ wird ein Scheibchen entnommen, gefolgt von einem Beleg aus dem Buch der Mitscherlichs „Die Unfähigkeit zu trauern“, angeschlossen wird darauf ein Stückchen H. Meng, usf. (S. 117 f.). Die Ursache dieses Ansatzes ist sicherlich die in der bürgerlichen Psychoanalyse der Gegenwart hervortretende Tendenz, ihre verschiedenen Lehrmeinungen zur Konvergenz zu bringen; ein Bestreben, das Freud zeit seines Lebens mit Recht bekämpfte.

Gegen Erziehungspraktiken wie die des Dressur- und Ritualpredigers Hävernicks setzt Biermann sich selbstverständlich ab. Das zu betonen lohnte nicht bei einem Autor, der in seiner der Dokumentation vorangestellten Arbeit „Die Bestrafung des Kindes, ihre gesellschaftlichen Hintergründe und politischen Auswirkungen“ eine psychotherapeutische Grundhaltung des Erziehers fordert: „Sie ist für Eltern wie Erzieher eine moralische Verpflichtung, sich in jedem erzieherischen Handeln, nicht zuletzt im Strafvollzug am Kinde ‚stets bewußt zu sein, was und warum man etwas tut‘ (A. Freud)“ (S. 27).

Nur ist es nicht schwer, sich gegen Hävernicks Prügelrapport zu wenden, denn bei ihm liegen politische Reaktion und Sadismus so unverhüllt zu Tage, daß eine Auseinandersetzung leicht wird. Trotz aller Brutalität zeitgenössischer Erziehungsmethoden — Biermanns Zeitungsbelege wie: „Ein sechsmonatiges Martyrium mußte der 14-jährige Alois K. vom Herbst des letzten Jahres bis zum Frühjahr 1968 bei seiner Mutter und bei seinem Stiefvater über sich ergehen lassen. Der Junge wurde in dieser Zeit des öfteren schwer gezüchtigt. Krönung der ‚Erziehungsmethoden‘: Dem Bub wurde eine brennende Zigarette im Gesicht ausgedrückt . . . (TZ, München 12. 11. 68)“ (S. 32) geben Beispiele dafür — ist die Form ‚liberal‘ sich gebender Sozialisationsmethoden politisch verhängnisvoller, selbst wenn das persönliche Leid von Kindern mit ihnen ohne Zweifel eine große Linderung erfahren mag.

Biermann selbst knüpft an die Theorie der Psychohygiene H. Mengs an. Denn sie „... bemüht sich, mit einer ständigen Verbesserung der psychosozialen Beziehungen der Menschen die Grundvoraussetzungen einer gemeinschaftsstörenden und -zerstörenden Aggression aus der Welt zu schaffen. (Meng)“ (S. 10). In ihrem Bereich

spielt die Erziehung eine hervorragende Rolle, „... weil sie sich bemüht Menschen heranwachsen zu lassen, die gereifter und bereit sind, ihr Triebleben zu ordnen bzw. bislang ungesteuerte, überschüssige Triebkräfte im Interesse der Gemeinschaft in einer sozial angepaßten Form zu sublimieren“ (S. 10). Im Anschluß bemüht sich der Autor, „... das Schicksal des Geschlagenen (nämlich des Kindes), wie auch des Schlagenden (des Elternteiles oder dessen Vertreters) und die Gesellschaft zu betrachten, welche die Normen setzt und dadurch Einstellung und Verhalten von Eltern und Kindern bestimmt und damit den körperlichen Strafvollzug beim Kinde evtl. öffentlich sanktioniert“ (S. 11).

Es wird beklagt, daß die „... Toleranzschwelle junger Mütter gegenüber dem Geschrei ihrer Säuglinge und Kleinkinder gesunken ist“, es wird davor gewarnt, „kurzschlüssig, impulsiv und explosiv dem Trotz eines Kindes mit Schlägen zu begegnen“, da es über kurz oder lang — so erzogen — „... allmählich zum widerspenstigen, ‚bösen‘ Kind ...“ oder zum „... brav angepaßten, gefügigen, in seiner Grundstruktur aber vielleicht schon schwer gehemmten Kind ...“ (S. 12) würde. Eine diese Faktoren elterlichen Fehlverhaltens ausschließende Erziehung aber ist nach B. „... ein gelenkter Reifungsvorgang. Sie ist auch lebendiges Wirken der Eltern auf das prägungsbereite und identifizierungshungrige Kind ...“ (S. 14). Mit ihr soll „... spiegelbildlich eine Reaktion nachvollzogen (werden), die sich vielleicht vor Jahrzehnten in eigener Kindheit tief in ihr (der Eltern, — M. B.) Seelenleben eingegraben hat. In ihr erkennt man die Unausweichlichkeit (sic!) menschlichen Handelns, wie die Grenzen seiner Willensfreiheit“ (S. 14). Innerhalb so beschriebener Grenzen votiert Biermann für Erziehung ohne Schläge, allerdings für „... Strafe zum notwendigen Grenzsetzen in der Erziehung. Nur an diesen kann der junge Mensch zu seinen wichtigen sozialen Aufgaben heranreifen, die auch im späteren Leben nur zu oft mit einem Verzicht auf unmittelbare Lustbefriedigung, mit Entsagungen und Ertragenlernen einhergehen“ (S. 26). Werden allerdings die Grenzen von Entsaugung und Leid ahistorisch definiert und nicht historisch im Verhältnis von Triebstruktur und Gesellschaft entwickelt, führt auch dieser freundliche, scheinbar aufklärerische Biermann-Weg in das politische System zurück, dessen brutalste, offen zu Tage tretende Erscheinungsformen der Autor oft bekrittelt.

Marno Braunsdorf (Berlin)

Fippinger, Franz: Schule und Geschlechtererziehung. Eine empirische Untersuchung zur Einstellung der Lehrer und Lehrerinnen. Verlag Julius Beltz, Weinheim, Berlin, Basel 1969 (122 S., kart., 9,— DM).

Um Mißverständnisse zu vermeiden, die aus „dem unkritischen, ja fast wahllosen Gebrauch verschiedener Termini“, wie z. B. „sexueller Aufklärung, geschichtlicher Erziehung, Geschlechtererziehung“ (11) resultieren, bemüht sich der Autor, in einem Einleitungskapitel den Begriff der Geschlechtererziehung zu klären. Seine Prämisse, ein

„gefügehafter Aufbau des Menschen“ (12), versucht er durch Zitieren von Lersch und Freud zu legitimieren, ohne sich der Gegensätze in der Theorie beider Autoren bewußt zu sein. Fippinger konzediert zwar, daß die Triebstruktur Auswirkungen auf die Gesamtpersönlichkeit hat, aber nicht im Sinne von Wechselwirkungen, sondern eher in einem geordneten Nebeneinander mit „Verstand, Wille, Gefühl, Phantasie, Vitalität u. a.“ (12). Einen Dualismus zwischen Sexualität und Geist lehnt der Autor ab, was aber nicht darüber hinwegtäuscht, daß er dem Verstand den Vorzug vor der Sexualität gibt.

Nach Fippinger „ist Geschlechtererziehung für alle Menschen — ob Kind, Jugendlicher oder Erwachsener — eine Erziehung hin zum ‚Liebenkönnen‘, in der Fehlentwicklungen und widernatürliche Einstellungen keinen Platz haben sollten“ (17). Was sind Fehlhaltungen, was widernatürliche Einstellungen, was Liebenkönnen, wenn schon sexuelle Beziehungen zwischen zwei Jugendlichen dem Autor zum ethischen und moralischen Problem werden [„handelt es sich um Sünde oder nicht?“ (13)]. Fippingers Fragebogen — bestehend aus fünf Fragen — wurde einer repräsentativen Auswahl von Lehrern und Lehrerinnen der BRD vorgelegt. Die Antworten haben kaum Aussagewert, da der Terminus Geschlechtererziehung, der in allen fünf Fragen verwendet wird, im Fragebogen nicht definiert ist, was um so mehr verwundert, als Fippinger selbst zu Beginn auf die Mißverständlichkeit dieses Terminus hinweist. Jeder Proband kann diesen Begriff also beliebig weit oder eng fassen.

Da andere Untersuchungen (vgl. z. B. Brüggemann¹, Schefer²) die sexuellen Ressentiments der Lehrer dokumentieren, liegt es nahe, daß für viele der hier Befragten sexuelle Aufklärung im Sinne von asketischen Idealen zum Repressionsinstrument wird. Es ist daher auch nicht verwunderlich, daß 94 % aller Befragten für eine Mitwirkung bei der Geschlechtererziehung in der Schule plädieren.

Dreiviertel aller Lehrer und Lehrerinnen votieren für Geschlechtererziehung als Unterrichtsprinzip, nicht aber als selbständiges Fach. Im übrigen wird von Fippinger keinerlei Beziehung zwischen Sexualität und Politik gesehen. Alle Lehrer fordern hinsichtlich der Geschlechtererziehung eine Zusammenarbeit zwischen Schule und Elternhaus. Fippingers tiefeschürfende Interpretation: Die „Einstellung der Schulerzieher . . . (ist) als sachgerecht und damit gegenstandsadäquat zu bezeichnen“ (56).

90 % der Lehrer und Lehrerinnen sind der Ansicht, daß die Geschlechtsorgane und deren Funktion im Biologieunterricht besprochen werden sollten. Vielleicht hätte Fippinger den Pädagogen besser die Frage nach der Funktion der Sexualorgane vorlegen sollen, denn der Selbstzweck der Sexualität würde wahrscheinlich von den meisten Lehrern negiert, wie vermutlich auch vom Autor, denn er fragt nach dem Zweck und läßt den Gedanken an den Selbstzweck gar nicht erst aufkommen.

Dorothea Röhr (Gießen)

1 Vgl. dieses Heft, S. 1 ff.

2 Bespr. in Argument 54/1969, S. 498.

Sexualpädagogik der Volksschule. Hrsg. v. Willmann-Institut München-Wien, unter Mitarbeit von: Rosa Aibauer, Walter Becker, Oskar Hammelsbeck, Richard Härtter, Dieter Ohlmeier, Rudolf Pfeil, August Vetter, Rudolf Wegmann. Verlag Herder, Freiburg-Basel-Wien 1967 (X u. 430 S., Ln., 30,— DM).

Unter einem anspruchsvollen Titel, ausgreifenden Kapitelüberschriften und einem Aufgebot bekannter christlicher, evangelischer wie katholischer Geschlechtserzieher entstand eine Musterkollektion repressiver Sexualpädagogik. Onanie ist immer noch „das“ Problem. Richard Härtter „erinnert an die drei Wurzeln der Selbstbefriedigung: funktionale Stauungen, seelische Verzagtheit und Auftriebslosigkeit, Genußsucht. Als „pädagogische Grundsätze zur Überwindung der Ipsation“ führt er u. a. auf: „Verständnis für das Kind zeigen, Rücksicht auf das Ehrgefühl nehmen, Zeit nehmen, Frohsinn bewahren, Freiheit gewähren, Vertrauensvorschuß schenken, in ständigem Gespräch bleiben, Hobbies pflegen, etwas unternehmen (der obligate Sonntagsspaziergang kann unserem 10jährigen Kind nicht mehr genügen . . .)“ (147).

Wegmann schlägt ein neues Exerzierreglement für den Kampf gegen den Trieb vor: „Bei der aktiven und stillen Feiung gegenüber den geschlechtlichen Versuchungen kommt dem sittlichen Verhaltenstraining mit seinen besonderen Techniken zur Trainingshärte, zur Trainingsdifferenzierung, zum Trainingsreichtum, zur Trainingstiefe und zur Trainingswachsamkeit besondere Bedeutung zu: der Trainingshärte, die . . . aber mit der Idee eines Intervalltrainings und seinen lohnenden Pausen (Kasteiungsabsetzungen) klug genug ist, schon von vorn herein der Gefahr eines ‚sittlichen Übertrainings‘ zu begegnen; der Trainingsdifferenzierung, die die Trainingsphantasie anschirrt . . .“ (185). Wegmann schirrt nicht weniger als 19mal das Wort Training vor den pädagogischen Karren dieses einen Abschnittes. Becker, einziger norddeutscher Beiträger des Sammelbandes, fragt: „Wie soll er (ein Achtzehnjähriger) mit dem gefährlichen Ansturm im Leben draußen fertig werden, wenn er nicht die tapfere Auseinandersetzung mit der neuen Welt erprobt hat? Auch eine erstarkende sittliche Kraft muß trainiert werden“ (295).

Der „evangelische Beitrag zum Thema“ von Hammelsbeck predigt gegen Wissenschaftler und jugendliche Sexualität: wenn nicht von „einer gesicherten Geltungsbasis aus gehandelt“ wird, kann „ein solches Wagnis verhängnisvoll ausschlagen, etwa in der Weise, daß wir in den Sog der Radikalismen von Comfort und Genossen schlittern“ (283; gemeint ist Alex Comforts „Aufgeklärter Eros“). „Dieser Sog bedroht unsere Jugend bis in die Hauptschulklassen hinein. Der Lustrausch wird wahllos in Anspruch genommen . . . , blinde Teilnahme an den angebotenen und wohlfeilen Mitteln für Sexualakte ohne Angst und Ehe macht immun gegen jede Art von schulmeisterlicher Ermahnung“ (283). Der Abscheu beflügelt H. zu lyrischem Versmaß: „Offen auf den Großstadtstraßen tätscheln Primaaner willige Primaerinnen“ (273).

Man darf beim Lachen nicht vergessen, daß diese Pädagogik zur Disziplinierung von Kindern massiv eingesetzt wird. Eine Funktion des Buches dürfte es sein, Lehrer darin einzuüben, wie Sexualität im Religionsunterricht zu behandeln ist. Dies wäre dann ganz im Sinne der Empfehlungen der Kultusministerkonferenz zur Sexualerziehung vom 3. 10. 1968 („Der Religionsunterricht erklärt das theologische Verständnis der Geschlechtlichkeit und die daraus abzuleitenden Forderungen des Menschen“). An den Wandtafeln stehen Merksätze über „schamhaft, Keuschheit, Sinn der Ehe, Zweck der Ehe, die Ehe von Gott im Paradies eingesetzt“ usw. Das sicher wirkungsvollste Tafelbild: „Die Tuchtafel (Flanellogramm), Beispiel: Herstellung einer Mahntafel: Reinbleiben und reif werden!“

Unter diesen Voraussetzungen überrascht es nicht, wenn im Abschnitt „Orientierungsmöglichkeiten“ (151) Hinweise auf biologische, medizinische und soziologische Veröffentlichungen fehlen, wenn von wenigen Ausnahmen abgesehen der Blick auf konfessionelles Schrifttum eingeengt wird, wenn dementsprechend die Information, die ein Lehrer doch sicher von einem solchen Buch erwartet, dürftig ist. So erwähnt der Anhang „Informationsmaterial...“ (414) z. B. nicht die sehr brauchbaren Diareihen „Biologie der Fortpflanzung“, die von Landes- und Kreisbildstellen auszuleihen sind.

Die Autoren sprechen von Problemen, Erziehung und Verantwortung und meinen Unterdrückung. Ernst Busche (Stuttgart)

Sexualunterricht. Die schwedischen Richtlinien: Ein Handbuch mit Unterrichtsbeispielen und der Darstellung des Lehrstoffes. Ins Deutsche übertragen und bearbeitet von Peter Jacobi. Verlag Julius Beltz, Weinheim, Berlin, Basel 1969 (139 S., Pb., 14,— DM).

Das Buch bietet umfassende sachliche Informationen für 6- bis 20-jährige zu einem Thema, das etwa heißen müßte: „Wie entstehen Wunsch Kinder innerhalb einer Familie“. Ebensoviele wie Kinderzeugung, Schwangerschaft und Geburt mit Sexualität zu tun haben, hat es auch der Sexualunterricht. Kinderzeugung kommt für Jugendliche nicht in Frage, also auch Geschlechtsverkehr nicht. Empfängnisverhütungsmittel werden erwähnt, sie sind aber für Jugendliche unnötig, da sie keinen Geschlechtsverkehr haben, weil sie keine Kinder haben können. Geschlechtskrankheiten gibt es, aber weder bei Jugendlichen ohne Geschlechtsverkehr, noch in guten Familien kommen sie vor. Die Onanie wird ohne viel Aufhebens und ohne Vorbehalte erwähnt (6 Zeilen). Homosexuelle begehren das eigene Geschlecht, sie sind „vielfach nicht böse“, sondern „unglücklich“ und „krank“ (11 Zeilen). Manche Eltern „scheuen nicht davor zurück, ihren Kindern in zynischer Offenheit Einblick in ihr eigenes Sexualeben zu gestatten... Jugendliche aus diesen Elternhäusern interessieren sich oft vorzeitig für den sexuellen Bereich...“ (92) Die Maßnahmen, die die schwedischen Schulen dann bei „Schülern mit auffallendem sexuellen

Verhalten“ ergreifen, sind verglichen zu deutschen Schulen harmlos. Rücksprachen mit Eltern und Betroffenen, manchmal Umschulung, die selbst bei Schwangerschaften offenbar nicht obligatorisch ist.

Frigga Haug (Berlin)

Schönfelder, Thea: Die Rolle des Mädchens bei Sexualdelikten. Beiträge zur Sexualforschung, Heft 42. Enke Verlag, Stuttgart 1968 (126 S., kart., 19,— DM).

Daß Kinder keine asexuellen Neutren sind, ist seit Freuds Untersuchungen über die frühkindliche Sexualität bekannt und inzwischen als wissenschaftliche Tatsache akzeptiert. Dem entgegen steht das Monogamiepostulat, das sexuelle Betätigung nur in der Ehe und im Erwachsenenalter konzidiert. Schönfelder appelliert an die Erwachsenen, den Kindern zu helfen, ihre Sexualität in den kritischen Entwicklungsphasen möglichst konfliktfrei einzugliedern, das heißt aber nichts anderes als gesellschaftliche Normen anerkennen und sich über individuelle Bedürfnisse hinwegsetzen.

Als Sexualdelikte wurden berücksichtigt nichtgenitale und genitale Berührungen, gegenseitige Manipulationen, beischlafähnliche Handlungen, orale und anale Praktiken, versuchter oder vollendeter Geschlechtsverkehr. Warum solche Handlungen, sofern sie auf gegenseitigem Einverständnis beruhen, überhaupt strafbar sind, wird nicht diskutiert. Die gesellschaftlichen Konstellationen, die diese Handlungen hervorbringen, werden als gegeben hingenommen. Eine Beziehung zwischen der Rolle des Mädchens bei Sexualdelikten und der Stellung der Frau in unserer Gesellschaft fehlt.

Über ein Drittel der erfaßten Mädchen sind am Delikt aktiv beteiligt. Abwehrmaßnahmen sind selten. Die Täter rekrutieren sich zu 82 % aus dem sozialen Nahraum der Mädchen, sind ihnen also jeweils bekannt.

71 % der Mädchen leben in Arbeiterfamilien. Nur 6 % kommen aus Akademikerfamilien. Solche statistischen Zahlen sprechen keineswegs für sich, wie die Autorin meint, sondern müssen interpretiert werden. Delinquentes Verhalten der Unterschicht wird eher aufgedeckt als das der Oberschicht. Bedenkt man dann noch die hohe Dunkelziffer bei Sexualdelikten, die sich vermutlich zum größten Teil auf die Oberschicht bezieht, dann ist der Aussagewert dieser Zahlen sehr gering. Auch Schönfelders Messung der Milieubelastung bei den betreffenden Mädchen ist nicht sehr überzeugend, da sie mit so diffusen Begriffen wie Verwahrlosung und familiärer Spannung operiert, ohne sie zu definieren.

Begabung wird an den Schulleistungen der Mädchen gemessen. Nahezu ein Drittel ist unterdurchschnittlich begabt. Die von Schönfelder zitierten Autoren weisen noch weit höhere Zahlen auf. Auch hier sollte man die Dunkelziffer in die Überlegung einbeziehen. Ein durchschnittlich begabtes Mädchen ist eher in der Lage, ein Delikt zu vertuschen als ein debiles.

Dorothea Röhr (Gießen)

Schüler-Springorum, Horst: Strafvollzug im Übergang. Studien zum Stand der Vollzugsrechtslehre. Göttinger Rechtswissenschaftliche Studien, Band 72. Verlag Otto Schwartz, Göttingen 1969 (323 S., Ln., 35,— DM).

Aporie und Dilemma kennzeichnen noch am ehesten Strafvollzug und Stand der Vollzugsrechtslehre in der Bundesrepublik. Schüler-Springorum geht in seinem durch und durch pragmatischen Buch den Intentionen der strafenden Gesellschaft nach. Daß im Gefängnis „alles anders“ sei, war wohl immer im Bewußtsein der Gesellschaft dumpf präsent; Ignoranz und pharisäerhafte Befriedigung, nicht „so zu sein“, wie „die dort“, verhinderten eine begriffliche wie praktische Bewältigung des Gedankens, daß Strafvollzug Sozialhilfe zu sein habe (269). Die Psychoanalyse zeigt, daß der geschundene „Straffällige“ dem Bürger Beruhigungsmechanismus seiner eigenen latenten Verbrechenswünsche ist. Das Zuchthaus als Stätte der Einübung von „Zucht“, i. e. Repression, Zerstörung des Bewußtseins und der Spontaneität, steht hierfür.

„Überformung durch das Recht“ (15) ist Merkmal und Makel heutigen Strafvollzugs: abgesichert durch die rechtstheoretische Figur des besonderen Gewaltverhältnisses, der affirmativsten Einrichtung des „Rechtsstaats“, wird hierzulande Strafvollzug praktiziert. Verwaltungsrechtliches Denken okkupierte die Vollstreckung der Strafe und schuf ein System, in dem die Grundrechte weitgehend suspendiert und jede Einwirkung auf Menschen unangreifbar gut aufgehoben ist. Innerhalb dieses Zirkels muß Resozialisierung scheitern, der Verkümmierungsprozeß wird zementiert. Sicherheit und Ordnung gerinnen zum Selbstzweck, obgleich niemals Strafzweck. Schüler kritisiert zu Recht die „stereotype Verwendung dieses Begriffspaars“ (42), das die Anstalt zu einem Totenhaus werden läßt. Er fordert ein offenes System (37 ff.), dessen Verwirklichung einen Wandlungsprozeß der Rechtsprechung der Gerichte implizieren müßte. Unzählige Entscheidungen der Oberlandesgerichte — befangen in dem Mythos, nur mit juristischen Kategorien den Problemen des Vollzuges beikommen zu können — voller Leerformeln und Zynismen zur Resozialisierung, die durch diese Rechtsprechung gerade blockiert wird, machen deutlich, daß hier allein es um Ordnung geht, Ordnung als archimedischer Punkt des Strafvollzuges. Die Beschwerden von Gefangenen werden in aller Regel mit bewährtem Hirtenbriefdenken in der Begründung verworfen. Die Folge? Rechtsverweigerung — zumindest so empfunden, auch wenn bisweilen querulatorisches Verhalten dahintersteht — und Vorenthaltung von Fürsorgeleistungen traumatisieren den Gefangenen.

Im Mittelpunkt des Buches steht die Prämisse, Vollzug habe auf Resozialisierung als einzig legitime Inhaltsangabe zu rekurrieren (154). Vehikel hierzu sei „Sozialisation“, verstanden im Gegensatz zu Durkheims Anomietheorie (162) als Vorgang der schrittweisen Internalisierung von „(sozialen und kulturellen) Werten“ (161). Angemerkt sei, daß eine eingehendere Analyse und Bestimmung dieses Konditionierungsprozesses angebracht gewesen wäre, insbesondere, was

unter soziale und kulturelle Werte zu sammeln sei. Denn: Sollten bei Schülers Verfahren nicht doch wesentliche gesellschaftlich bedingte Faktoren übersehen werden, die den Täter zu dem werden ließen, was er ist: „Insasse“ einer Anstalt, und daß gesellschaftliche Veränderungen erst einen guten Teil der Kriminalität, mithin des Vollzuges, wie von selbst beseitigen?

Die infantilisierende Wirkung des Strafvollzuges (171), die Ausbildung subkultureller Strukturen verhindern Sozialisation; der an Anstaltsverhältnisse Angepaßte verfehlt seine Aufgabe in der sozialen Wirklichkeit, in die er dann herausgeworfen wird. Schüler will dem durch die Aktualisierung und Umsetzung der Begriffe „nil nocere“ (178 ff.) und „omnia prodesse“ (210 ff.) entgegenwirken: Minimierung aller der Resozialisierung zuwiderlaufenden Mechanismen und Einrichtungen in der Anstalt, die Ordnung wollen, damit repressiv wirken, d. h. prisonierend, nicht sozialisierend, einerseits, differenzierte Mobilisierung der Möglichkeiten zur Rückführung des Gefangenen andererseits. Das bedeutet aber weitestgehende Aufrechterhaltung von Kontakten und Verkehr mit der „Welt draußen“, wie auch insbesondere Fortbildung und Förderung sowie Sicherung des Vergütungsanspruchs des Gefangenen für geleistete Arbeit, deren sozialisierender Impuls erst dadurch einsichtig und glaubhaft wird. Solidarität in dem Sinne auch, daß die Gesellschaft den Gefangenen als Teil einer Minderheit anzusehen lernt, der an ihr teilhat (237 f.). Sozialstaatliche Bindung des Vollzuges und Verwirklichung der Fürsorgepflicht des Staates sind Mindestforderungen im juristischen Bereich, an die ein zu erlassendes Vollzugsgesetz anzuknüpfen hätte. Bei dessen Schaffung ist Schülers Buch überhaupt nicht zu übergehen.

Heiner Christ (Gießen)

Psychologie

Bittner, Günther: Psychoanalyse und soziale Erziehung. Juventa Verlag, München 1967 (168 S., Pb., 9,80 DM).

Bittner spricht vom „provisorischen Charakter“ (158) seiner Schrift. Das ist insofern begründet, als Probleme zwischen Psychoanalyse und Erziehungswissenschaften im ersten, theoretischen Teil des Buches nur angeschnitten werden; das Problem der Aggression wird überhaupt nicht erörtert. Auch im praktischen Teil finden wir keine systematisch ausgearbeiteten Vorschläge für Eltern, Kindergärtnerinnen, Lehrer und Sozialarbeiter. Weiter hat Bittner nicht vorwegnehmen können, was heute in Kinderläden praktiziert wird — mit wie unzureichender Theorie von der eigenen Praxis auch immer. Trotzdem sollte uns das Provisorische nicht abschrecken; der Band enthält eine Menge wichtiger Anregungen und systematische literarische Hinweise, denen man selbst weiter nachgehen kann.

Es sollen hier nur einige Sätze zum theoretischen Teil des Buches gesagt werden. Die Konfrontation von Pädagogik und Psychoanalyse

fördert nicht etwa nur ideologische Komponenten der Menschenbildpädagogik zutage; es erscheinen plötzlich auch pädagogisch orientierte Analytiker (Sterba, Aichhorn) in zweifelhaftem Licht, insofern sie der „Versagung“ eine zentrale Rolle zubilligen. Gerade bei pädagogischer Wendung zeigen sich Schwächen psychoanalytischer Theorie, die sie ihrer vorwiegend ärztlich-therapeutischen Beschlagnahme verdankt. Begriffe wie Sublimierung und Realitätsprinzip werden von Bittner problematisiert. Freilich löst Bittner das Problem des „Realitätsprinzips“ nicht, so wenig wie vordem Berndt und Reiche das geschichtsphilosophische Mißverständnis dieses Begriffs bei Marcuse klärten, dem noch keine kritische Symbollehre psychoanalytischer — nicht etwa Jungscher — Provenienz zur Verfügung stand, mit der sich zeigen ließe, daß es beim Realitätsprinzip nur um die Fähigkeit der adäquaten sprachlichen Repräsentanz äußerer und innerer Realität geht, zum Zwecke jeweils besserer Handhabung und Vermittlung. Aber durch die Konfrontation von Pädagogik und Psychoanalyse wird in die jeweils richtige Richtung gefragt; dabei wird die traditionell-pädagogische Verleugnung frühkindlicher Sexualität ad absurdum geführt und auf die Gefahr hingewiesen, die sich ergibt, wenn Psychoanalyse sich im Zuge ihrer Entwicklung zur Ich-Psychologie mit Elementen der Bewußtseinspsychologie ausstaffiert.

Klaus Horn (Frankfurt/Main)

Kirscht, John P., and Ronald C. Dillehay: Dimensions of Authoritarianism. A Review of Research and Theory. University of Kentucky Press, Lexington 1967 (168 S., geb., 6,— \$).

Dreizehn Jahre nach der kritischen Schrift von Christie und Jahoda erschien ein zweites größeres Satellitenbuch über die „Authoritarian Personality“. Die beiden Psychologen Kirscht und Dillehay haben rund 250 vorwiegend amerikanische sozialpsychologische Folgestudien zwischen 1956 und 1966, die in der Regel die F-Skala verwandten — kaum klinische und persönlichkeits-theoretische — über jenes klassische Werk, das sie als „behemoth“ bezeichnen, ausgewertet. Behemoth meint wohl vor allem: Vorsintflutliches Werk, das vom Standpunkt des Empirikers her ganz außerordentliche Probleme aufwarf, weil jener Zusammenhang zwischen Persönlichkeit und Verhalten so sehr viele Aspekte aufwies, die in der Regel nur getrennt untersucht werden. Bereits im Vorwort resümieren die Autoren: „Yet in spite of the critical guns trained on ‘The Authoritarian Personality’, which time and again found their mark, behemoth refused to keel over. Weak in evidence as it turned out to be, the book remained rich in conception and fertile in implication. Intolerably long, sprawling, and virtually unreadable as a totality, it proved bigger than the swarm of critical studies that one would have thought would destroy it. And evidence kept coming in that lent support to aspects of its underlying conceptions (VII f.).“

Die Ergebnisse der einleuchtend geordneten und methodenkritisch dargestellten Studien bewegen Kirscht und Dillehay zur Ansicht, daß

die Arbeiten, welche Autoritätsgebundenheit als „closed-minded cognitive functioning“ begreifen, am fruchtbarsten gewesen seien. Das sollte Anregung geben, zunächst das Verhältnis von Psychoanalyse und Sprache zu klären und auf dieser Basis die alte Intention, nämlich faschistisches Potential zu messen, besser zum Tragen zu bringen. Obzwar das Problem des Verhältnisses von Einstellung und Verhalten auch mit diesen Schritten nicht grundlegend geklärt sein wird, kann man mit dieser Strategie einer Kritik an der „Authoritarian Personality“ gerecht werden: man wird das autoritäre Potential schichtenspezifisch messen können und zugleich mehr prophylaktische Mittel an die Hand geben.

Klaus Horn (Frankfurt/Main)

Masters, William H., u. Virginia E. Johnson: Die sexuelle Reaktion. (Human Sexual Response, 1966) Aus dem Amerikanischen von V. Sigusch u. J. D. Wilson. Akademische Verlagsgesellschaft, Frankfurt/M. 1967 (317 S., Ln., 49,— DM).

Brecher, Ruth und Edward, Hrsg.: Sexualität — Beratung und Forschung. (An Analysis of Human Sexual Response, 1966, deutsche Ausgabe gekürzt.) Aus dem Amerikanischen von D. Höfle, wiss. Beratung V. Sigusch. Akademische Verlagsgesellschaft, Frankfurt/M. 1969 (194 S., Ln., 24,— DM).

Masters und Johnson haben als erste in massenhaften Experimenten (ca. 7500 weibliche und 2500 männliche Orgasmen von 619 Frauen und 654 Männern) den menschlichen Koitus bzw. die Reaktion bei Masturbation untersucht. Dieses Unterfangen stieß sowohl auf großes Interesse als auch auf heftige Kritik. Vor allem wurde die Legitimation derartiger Forschung angezweifelt und die Art der Durchführung kritisiert. Die Tatsache, daß die bei Kinsey am heftigsten als subjektive Hirngespinnste kritisierten Punkte (wie z. B. der multiple Orgasmus bei Frauen) bei Masters und Johnson wissenschaftlich erhärtet werden, beweist schon die Legitimation und Notwendigkeit derartiger Forschung.

Wichtiger ist noch, daß sich aus den Untersuchungen Verbesserungen der Therapie von Sexualstörungen und Einsichten für eine sinnvolle Sexualaufklärung ableiten lassen sowie Hinweise für die Beantwortung spezieller Fragen (z. B. der Frage, wieweit die — unter Umständen ehegefährdende — Abstinenz während großer Teile der Schwangerschaft nötig ist, oder der Frage nach der Wiederaufnahme des Koitus nach einem Herzinfarkt, wobei die Risiken der Blutdruck- und Herzfrequenzerhöhung vielleicht geringer sind als die Folgen der psychischen Belastung bei Aufgeben jeder sexuellen Betätigung). Schwerer ist die Kritik an der Durchführung zurückzuweisen. Die Tatsache, daß keine statistisch beweiskräftige Stichprobe untersucht werden konnte, muß beim Gegenstand der Untersuchung hingenommen werden. Die Ergebnisse selbst beweisen, daß sie trotzdem weitgehend verallgemeinerbar sind. Es zeigte sich, daß es für den physiologischen Reaktionsablauf ein stereotypes Grundmuster gibt, das hin-

sichtlich der Intensität und der Dauer variiert, aber im übrigen, wenn es überhaupt zum Orgasmus kommt, unabhängig ist von der Art und dem Ausgangspunkt der Stimulation (einschließlich Phantasie), von der Vertrautheit der Partner oder dem gänzlichen Fehlen eines Partners beim artifiziellen Koitus. Ein Befremden, insbesondere z. B. an dem Experiment mit einem Photographien ermöglichenden Plexiglaspenis, mag vielleicht damit beruhigt werden, daß die freiwilligen und — vor allem hinsichtlich psychischer Störungen oder Anfälligkeiten — sorgfältig ausgewählten Versuchspersonen nicht nur keinen Schaden davongetragen haben, sondern alle eine fortdauernde positive Wirkung auf ihre Ehe, ihre Einstellung zur Sexualität und anderes feststellten. Noch nicht abzusehen ist, ob die Intention der Verfasser, (die besonders an ihren Leistungs- und Befragungsgesprächen deutlich wird), nämlich Leistungszwänge, Potenzängste u. ä. abzubauen, beeinträchtigt werden kann durch die Veröffentlichung von möglicherweise wieder unfreiwillig Normen setzenden Ergebnissen, wie etwa der Wichtigkeit der regelmäßigen sexuellen Betätigung zur Erhaltung der Kohabitationsfähigkeit im Alter oder der Stauungswirkungen bei Erregung ohne Orgasmus.

Die wichtigsten Ergebnisse von allgemeinem Interesse sind die, die hartnäckige und teilweise diskriminierende Vorurteile widerlegen. Es überrascht nicht, daß die Mehrzahl der neuen Erkenntnisse auf dem Gebiet der Sexualität der Frau liegt.

Zwar gibt es zwischen den beiden Geschlechtern unterschiedliche Reaktionen, die durch die anatomischen Unterschiede bedingt sind, außerdem Unterschiede der Intensität und Dauer von Reaktionen, aber insgesamt ist „die offensichtliche Parallelität der sexuellen Reizbeantwortung“ hervorzuheben, „eine Parallelität, die in einem vorher nicht geahnten Maße existiert“ (20).

Auch Frauen haben einen physiologisch eindeutig feststellbaren und in verschiedenen Aspekten meßbaren Orgasmus. Frauen sind (u. a. durch das Fehlen einer Refraktärzeit) bei anhaltender sexueller Stimulierung zu multiplen Orgasmen fähig. Diese unterscheiden sich physiologisch nicht vom Reaktionsablauf beim einfachen Orgasmus. Man kann physiologisch nicht einen klitoralen und einen vaginalen Orgasmus als unterschiedliche Reaktionsabläufe feststellen. Es gibt nur *einen* sexuellen Reaktionsablauf des Orgasmus. Dabei laufen — unabhängig vom Ausgangspunkt der Stimulation und der subjektiv deutlicher hervortretenden Empfindung — an Klitoris und Vagina zu verschiedenen Zeitpunkten mit verschiedener Intensität subjektiv wahrnehmbare und subjektiv nicht wahrnehmbare Veränderungen ab. Der Reaktionsablauf bei einem Orgasmus ist prinzipiell der gleiche, unabhängig davon, durch welche Stimulation er ausgelöst wird (Phantasie, verschiedene Techniken der Masturbation, Koitus). Bei den Frauen scheinen — in Übereinstimmung mit den Ergebnissen Kinseys — Orgasmen durch Masturbation intensiver zu sein. (Dies ist z. B. bei medizinischer Kontraindikation, wie habitueller Abort, wichtig, bei der meist nur der Koitus verboten wird.)

Die Größe des Penis im unerregten Zustand spielt für die Fähigkeit, eine Frau zu befriedigen, keine relevante Rolle, erstens weil sich im erigierten Zustand die Größenunterschiede tendenziell ausgleichen, zweitens weil sich die Vagina an die Größe anpaßt, je nachdem zu welchem Zeitpunkt des weiblichen Reaktionsablaufs die Immissio erfolgt. (Damit werden auch analoge Vorurteile über die Größe der Vagina hinfällig.) Die sexuellen Kräfte des Mannes sind nicht ein Vorrat, der sich (etwa durch die Ejakulationen) verbraucht. Ebenso wenig führt eine Ejakulation zu einer residualen Erschöpfung. Männer und Frauen können bis ins hohe Alter sexuell reagieren und kohabitieren und haben auch sexuelle Bedürfnisse. Der Sexualtrieb erlischt nicht mit der Spermienproduktion bzw. dem ovariellen Zyklus. Für beide Geschlechter gilt, daß die regelmäßige sexuelle Betätigung das Wichtigste zur Erhaltung sexueller Fähigkeit ist. Das sexuelle Versagen alternder Männer hat überwiegend Potenzangst zur Ursache.

Die Herausgeber des Bandes „Sexualität. Beratung und Forschung“ referieren die Ergebnisse von Masters und Johnson. (Ausgespart ist die Sexualität des Alters, die in einem gesonderten, ebenfalls auf Masters fußenden Aufsatz von Isadore Rubin behandelt ist.) Die Zusammenfassung ist wegen des geringeren Umfangs, der Ausparung von fachwissenschaftlichen Details und seiner für interessierte Laien informativen Stoffgliederung von Interesse. Der Kürzung fiel allerdings manches nicht Unwichtige zum Opfer. (Eine im Detail fehlerhafte Wiedergabe, die auf dem Mißverstehen und der irreführenden Verallgemeinerung einer singulären Beobachtung von Ovulations-schleim beruht, nämlich als ob im allgemeinen spät im Reaktionszyklus „ein wenig Flüssigkeit aus der Cervix“ (17) in die Vagina träufle, ist im Zusammenhang nicht relevant, macht aber mißtrauisch angesichts der Ausführlichkeit von Masters Nachweis, daß die Cervix bei der Lubrikation der Vagina keine Rolle spielt (73 ff.))

Der Band enthält einen nützlichen Literaturbericht des Psychologen Daniel G. Brown zum Problem der Frigidität („Der Orgasmus der Frau und die sexuelle Unzulänglichkeit“). Interessant sind die von verschiedenen psychoanalytischen Schulen angegebenen unterschiedlichen Ursachen. Bei den Behandlungsmethoden frapziert der Erfolg direkt beratender, erzieherischer Therapie und direkter Trainingsmethoden. Masters und Johnson konnten die meisten Patienten in einem höchstens 3wöchigen Beratungs- und Trainingsprogramm, das *beide* Partner umfaßte, zu einer „adäquaten sexuellen Reaktion“ bringen. Die Skepsis gegenüber dieser zweifellos anpassenden und an der Erhaltung der Ehe orientierten Therapie, über die man sich in einem weiteren Aufsatz, „Beratung bei sexuell gestörten Ehen“, von Masters und Johnson selbst, im vorliegenden Band informieren kann, sollte man vielleicht etwas zurückstellen angesichts des Leidensdruckes der Betroffenen und der geringen Erfolgsaussichten psychoanalytischer Methoden auf diesem Gebiet. Vielleicht stehen diese geringen Erfolge im Zusammenhang mit der von Freud auch zugegebenen Schwäche der psychoanalytischen Theorie hinsichtlich der Frau und besonders der Annahme Freuds, das Mädchen müsse, um

eine richtige Frau zu werden, lernen, vom klitoralen zum vaginalen Orgasmus überzugehen. Brown informiert sowohl über die noch immer enthusiastischen Anhänger dieser These als auch über die Versuche von Psychoanalytikern, diese These entsprechend den Erfahrungen ihrer Arbeit abzuwandeln. Karla B. Krauß (Berlin)

Hays, Hoffman R.: Mythos Frau. Das gefährliche Geschlecht.
Vorwort von Helge Pross. Aus dem Amerikanischen von Leonore Schwartz. Rauch Verlag, Düsseldorf 1969 (416 S., Ln., 22,— DM).

Nichts bedrängt den amerikanischen Mann des 20. Jahrhunderts so sehr, wie die Angst kein Mann zu sein. Die Furcht vor dem Weiblichen in ihm ist verwandt dem in der Psychoanalyse aufgedeckten Schrecken vor dem Weib. So kann im Amerika des Jahres 1964 ein Buch erscheinen, das in bunter Reihenfolge, mehr assoziativ als systematisch und zudem theorielos eine Fülle von Material aus Ethnologie, Mythologie, Literatur und Sittengeschichte zum Thema „horror feminae“ zusammenträgt. Es kommt einem mehrfachen Bedürfnis entgegen: Der einmal verbalisierte Schrecken verliert an Kraft. Das Ausmaß der vorgeführten Horrorphantasien reduziert die eigenen Gefühle auf ein erträgliches Mittelmaß. Die dargestellte Allgemeinheit des privat Ängstigen verschafft das beruhigende Gefühl der Kollektivität. Zugleich kommt die makaber-lüsterne Neugier auf ihre Kosten. Damit wirbt schon der Schutzumschlag der deutschen Ausgabe mit seiner türkisgrün-lila gefleckten Panthersphinx, die mit einem Jüngling kost (nach einem Gemälde von Ferdinand Knopff, 1896). Dabei will Hays aufklären. Er will dazu beitragen, das Verhältnis der Geschlechter rationaler und damit befriedigender zu gestalten; sein Buch soll ein Versuch sein, „den Mann auf die Couch des Psychoanalytikers zu legen, ihm bewußt zu machen, welch unwürdige Last an Phantasie und Täuschung er seit undenklichen Zeiten mit sich herumträgt“. Der Mann soll endlich begreifen: „Die Bedrohung durch das Weibliche liegt einzig und allein in ihm selbst, und wenn er endlich bereit sein wird, die Frau als gleichberechtigte Partnerin in Liebe und Arbeit anzuerkennen, dann wird es vielleicht auch möglich sein, herauszufinden, wie sie wirklich ist“ (384). Daß dieser Ansatz fragwürdig ist, könnte den Autor schon die psychoanalytische Theorie lehren, auf die er sich beruft. Durch bloße intellektuelle Einsicht ohne Aufarbeitung der zugehörigen Emotionen, wie sie in der Analyse die Übertragung möglich, können infantile Ängste kaum aufgehoben werden.

Für weibliche Leser ist verblüffend, daß die Angst vor einer männerverschlingenden oder zumindest kastrierenden vagina dentata so verbreitet und so grundlegend sein soll. Irritierend, obwohl aus der Intention des Buches verständlich, ist, daß man sich als „weiblicher Mensch“ in dem gesamten Text (mit Ausnahme der Schilderung von drei Exponentinnen aus der Geschichte der Frauenbewegung, George Sand, George Eliot, Victoria Claflin Woodhull) nicht wiederfinden kann, sondern nur einem merkwürdig verzerrten Schatten seiner selbst begegnet. Karla B. Krauß (Berlin)

Masters, R. E. L.: Die teuflische Wollust. Sex und Satanismus. Lichtenberg-Buch (Reihe „Sexualwissenschaft“). Kindler Verlag, München 1968 (316 S., kart., 14,80 DM).

„Monstrositäten der Hexenverfolgung und Inquisition im Licht moderner Sexualforschung: Eine aufsehenerregende Studie über die sexualpathologische Seite des Hexenwesens“ verspricht der Waschzettel. Wie in einer bereits früher¹ besprochenen „Studie“ desselben Autors die Perspektive des spätkapitalistischen Voyeurs, gewährt hier die des Verfolgers und Folterknechts die tiefsten Einblicke. Es ist das Schema einer Paranoia: der katholischen Kirche als oberster, triebfeindlicher Richterinstanz steht ein unerschöpfliches Potential sexueller Täter von „unglaublich starke(r) Triebhaftigkeit“ (32) gegenüber, dem — erkennt man nur vorurteilsfrei die Voraussetzungen an — notwendig der Prozeß gemacht werden mußte. Mit den pseudokritischen Begriffen „Aberglaube“ und „Sexualfeindschaft“ glaubt der Autor die Kategorien jener Logik des Wahns bereits erschöpfend umrissen zu haben, so daß nun der Weg für eine Reihung von Protokollen über das, wonach sexualwissenschaftliche Sammler vollständige Register der Perversion angelegt haben, frei geworden ist. Lücken werden noch im Anhang unerbittlich geschlossen — einer Nomenklatur der Incubi und Succubi (männlicher und weiblicher Dämonen) aus unterschiedslos sämtlichen bekannten Kulturen mit detaillierter Bestimmung ihrer Funktion, d. h. der sie obsiedierenden Perversionen.

Der zwangsneurotische Fleiß in der Kompilation der Daten kontrastiert mit der theoretischen Dürftigkeit der Analyse und der Wahllosigkeit im Umgang mit dem geschichtlichen Material. Zur Einordnung sonst unverbundener Phänomene wäre notwendig die Erwähnung der 300jährigen Tradition von Ketzerverfolgungen in den politisch autonomen, sozioökonomisch fortgeschrittenen Gebieten Südfrankreichs und des Kreuzzuges gegen die provençalischen Albigenser und Waldenser, die sich der Autorität der römisch-katholischen Kirche entzogen hatten, die Bibel zur Richtschnur ihrer religiösen Praxis machten und innerweltliche Askese praktizierten; zumal darf dieser Umstand deshalb nicht unterschlagen werden, weil die später als Hexer Verfolgten gleich jenen von der Inquisition als Häretiker qualifiziert wurden (Häretiker konnte nur der christlich Getaufte sein — Anhänger anderer Bekenntnisse wurden nie der Hexerei bzw. Häresie angeklagt). Noch deutlicher ablesbar sind machtpolitische und ökonomische Motive an der Liquidierung des Templerordens, gegen den angesichts des Fehlens glaubwürdiger Beweismittel erstmals Anklage wegen Abhaltung „schwarzer Messen“ und homoerotischer Orgien erhoben wurde, und am Kreuzzug gegen die Stedinger Bauernrepublik. Die päpstlichen Direktiven für die Inquisitoren machen erkennbar, nach welchen Kriterien die Objekte der Verfolgung lokalisiert wurden: vor allem den Städten als den Zentren frühbürgerlicher sozioökonomischer Emanzipation galt das Interesse der kombinierten Mächte Adel und Klerus.

1 Vgl. Argument 53, S. 342 f.

Daß es sich bei den Ketzerverfolgungen und Hexenprozessen nicht um eine Manifestation pathologischer Machtphantasien, sondern das erste umfassende, erfolgreiche Unternehmen — eine Art zweiter Missionierung — zur planvollen Züchtung autoritärer Charaktere handelte, geht daraus hervor, daß der Dominikanerorden, der mit dem Beicht- und Predigtmonopol privilegiert war und sich im mittelalterlichen Erziehungswesen eine beherrschende Stellung erobert hatte, die ideologische Vorhut bildete. Er setzte die triebfeindliche Tradition der zelotischen Proselytenmacher und Konvertiten (Paulus, Hieronymus, Augustinus u. a., sexuelle Anästhesie und Impotenz galten im Frühchristentum als untrügliches Indiz der Gnadenwahl) fort und gründete Herrschaft auf Verdrängung und Angst. Mit welt scholastischer Gründlichkeit verdrängt wurde, ist ablesbar daran, daß die römisch-katholische Hierarchie sich als „Kakarchie“ der Dämonen im Verdrängten spiegelte und an den dämonischen Gegenbildern der Religionsstifter und Heiligen die sexuellen Qualitäten wiederkehrten, die bei ihnen extirpiert worden waren. Der Phänotyp des Bösen, Richtbild für die Identifizierung der zu Inkriminierenden, zeigt aber nicht nur die typischen Merkmale von Idiosynkrasie, sondern zudem erkennbar proletarische Züge: Dämonen treten vornehmlich in der Gestalt von Tagelöhnern, Bauern usw. auf. Die Identifizierung dessen, was die Idiosynkrasie der theologischen Autoritäten zu Schmutz und Unflat erklärt, mit der untersten Klasse, der Sexualität sowie aller Natur schlechthin, legt Zeugnis ab für die Triebfreiheit und Genußfähigkeit, in der das Proletariat seine Hoffnung einzig noch lebendig erhalten konnte. Soziale Utopien bewahrten gleichermaßen die mannigfachen eudämonistischen Sekten der Renaissance. Gegen sie gingen die klerikalen Schlächter mit dem erfinderischen Sadismus vor, den der sexuelle Beziehungswahn seinen Opfern zuschrieb.

Masters beschränkt sich darauf, den Lüsterheitswert des Materials zu verkaufen. Noch in den absurdistischen Symbolen dämonisierter, angstbesetzter Triebe den invertierten Ausdruck der Möglichkeiten einer befreiten Sexualität — das Deformierte als Palimpsest der Utopie — und in den Techniken solcher Deformation ein Instrument der Herrschaft zu erkennen, widerspräche diesem zeitgemäßen Typus von kommerzialisierter, positivistischer Aufklärung, Aberglaube und unwissenschaftliche Mentalität als Erklärungsgründe für Angst, Dämonolatrie und Sadismus sind pure Apologie; sie schließen weder den vernunftwidrigen Gebrauch von Wissenschaft noch eine Wertfreiheit aus, der zu Auschwitz nichts einfällt als die chemische Formel für Zyklon B. Masters Distanz zur Geschichte nimmt im Hohn über die vergangenen Opfer sein Einverständnis mit denen vorweg, die die zukünftigen schaffen werden: „Wenn man einen Blick auf das Gesamtphänomen des Hexenwahns und -wesens wirft, dann bietet sich das sehr aufschlußreiche Bild einer ungeheuren und komplexen pornographischen Phantasie oder eines kollektiven Kunstwerks, das man als den elementaren ästhetischen Ausdruck einer Ära begreifen kann, die sich durch ihre faszinierenden Extreme auszeichnet . . .“ (26).

Jürgen Behrens (Berlin)

Schwenger, Hannes: Antisexuelle Propaganda — Sexualpolitik in der Kirche. *rororo sexologie*, hrsg. v. H. Giese, Redaktion G. Schmidt, Rowohlt Taschenbuchverlag, Reinbek b. Hamburg 1969 (136 S., 2,80 DM).

Gott, Schicksal, Natur, die ewigen Werte und das Interesse an Gesundheit und echter Liebe verbieten werbend und drohend den Genuß jener vielfältigen sinnlichen Lust, die man sexuell zu nennen pflegt. Nur als heilig-unsagbares Geschehen zwischen Ehegatten, worauf diese mit Kindern gesegnet werden, erlauben es jene Autoritäten. — Dies ist der Kern der antisexuellen Propaganda der großen christlichen Kirchen. Der hier angezeigte Band dokumentiert diese Propaganda in ihren endlosen Variationen und Ausschmückungen des Grundthemas. Ausgewertet wurden 79 kirchlich-sexualmoralische Traktate, die 1967/68 in religiösen Buchhandlungen oder an den Literaturständen in Kirchen erworben werden konnten. Ihrem Niveau nach reichen sie von gehobenen, um wissenschaftlichen Anstrich bemühten Ehebüchern, die sich an Gebildete richten, bis zu plumpen triebfeindlichen Traktätchen für die Unterklasse. Andere richten sich in vertraulich-väterlichem Ton (in dem nie wirkliche Väter reden) an Kinder und Halbwüchsige. Die Auflage vieler Exemplare dieser Literatur geht in die Millionen.

Die Dokumentation ist nützlich, weil sie das zwar gestrige aber noch immer umfassende System der Triebregulierung und ihrer propagandistischen Ausstattung noch einmal ins Blickfeld rückt. Den bruchstückhaften Überbleibseln dieses Systems begegnet man in allen Untersuchungen zur Sexualmoral und Triebsteuerung wieder¹.

Das sozialgeschichtlich Frühere begegnet im Material der vorliegenden Dokumentation als das sprachlich und argumentativ Veralterte, das deswegen komisch ist. Schwengers Kommentar entgeht nicht der Gefahr, es bei diesem Effekt zu belassen, den er doch eigentlich beim Leser nicht wünschen kann. So wird blinde Anpassung an das neue System der Triebsteuerung gefördert. Dem wäre dadurch entgegenzuwirken, daß der rationale Kern und das Moment von Wahrheit des kirchlichen Steuerungssystems deutlicher herausgearbeitet würde. So wird nur der Aspekt von Herrschaft und Profit aus derselben gezeigt, gewiß kein unwichtiger. Andererseits erscheint das System sozialer Herrschaft zu wenig in seiner Widersprüchlichkeit und dadurch verharmlost. Unbeachtet bleibt das Zusammenwirken gegensätzlicher Sphären (asketische Indoktrination in Familie, Schule, Kirche, Sportverein, Militär und Betrieb — fast grenzenlose Konsumwerbungen in der Zirkulationssphäre). Daß derartige Widersprüche entscheidend die Angepaßten prägen, wird von Schwenger übersehen. So kommt es zu einem verfrühten Nachruf auf die Macht der Kirchen: „Weil heute Mächtiger das Bewußtsein der Menschen manipulieren, müssen die entmachteten Manipulateure die eigene Ideologie manipulieren, um nur noch ein wenig mit dem Strom der Zeit zu schwimmen und dabei den Eindruck zu machen, als bewegten sie sich selbst“ (107).

W. F. Haug (Berlin)

1 Vgl. die ersten beiden Aufsätze dieses Heftes.

Reimut Reiche: Sexualität und Klassenkampf. Zur Abwehr repressiver Entsublimierung. Probleme sozialistischer Politik 9. Verlag Neue Kritik, Frankfurt/M. 1968 (172 S., kart., 9,— DM).

Reiches Buch ist in den großen bürgerlichen Publikationsorganen („Zeit“, „Spiegel“, „FAZ“) mit Interesse, ja Zustimmung begrüßt worden. Tilman Moser bescheinigt dem Autor, er denke „präziser und disziplinierter“ als Marcuse, und ist „fasziniert... von seiner marxistischen Dialektik“. Dagegen hatte Haug in der „neuen kritik“ (Nr. 51—52, S. 87—108) heftige Bedenken gegen das Buch geltend gemacht. Haug verwies auf den Mangel an ökonomischer Fundierung, auf den fahrlässigen Umgang mit marxistischen und psychoanalytischen Begriffen; zugleich warnte er vor den sexualpolitischen Konsequenzen, auf die das Buch hinführt. Inzwischen haben die Ereignisse — die Desintegration der antiautoritären Bewegung und das Scheitern der meisten sexualpolitischen Experimente, insbesondere das operettenhafte Finale der Kommune 1, dem Buch eine gewisse Aktualität teils als Theorie, teils aber auch als Symptom des Verfalles zurückzugeben.

Als Bundesvorsitzender des SDS hatte Reiche Anteil an der Gründung der sozialistischen Schülerbewegung (AUSS). Für eine Strategie der politischen Mobilisierung der Schüler bot sich damals der Protest gegen die Sexualunterdrückung und die Agitation für sexuelle Aufklärung in Theorie und Praxis an. Antikapitalistischer Protest — der Begriff Klassenkampf im Titel ist zu hochgestochen — und sexuelle Befreiung sollten als zusammengehörend begriffen werden. Bald aber zeichnete sich die Gefahr ab, daß der Kampf gegen sexuelle Tabus sich in verbalem und vestimentärem (d. h. mit Mitteln der Kleidung, Haartracht, des Gehabes etc. operierendem) Protest-Gestus erschöpfte und über die Verpöpfung der Bewegung zu ihrer zunehmenden Entpolitisierung führte. Viele Jugendliche ließen sich in die malerische Außenseiterrolle abdrängen, die ihnen von der kapitalistischen Gesellschaft entgegenkommend angeboten wurde, und richteten sich als eine Art exotischer Fauna in Reservaten und Freigehegen ein. Die Anfänge dieser Entwicklung waren bereits sichtbar, als Reiche sein Buch schrieb. Er stand deshalb vor dem kaum versöhnbaren Widerspruch, sexualpolitisch aufklären und agitieren zu wollen und zugleich die praktischen Folgen bekämpfen zu müssen. Repressive Entsublimierung heißt, so gesehen, die Gefahr, daß die Freigabe des Sexualverkehrs die Jugendlichen von der Bekämpfung der allgemeinen „Repression“ ablenkt.

Aus dem vorläufigen Scheitern der sexuellen und politischen Emanzipation — dessen Gründe analysiert werden müßten — konstruiert Reiche eine „sexuelle Verschwörung des Spätkapitalismus“ (Haug), die sich des Mittels der repressiven Entsublimierung bedient. Dagegen bietet das Buch eine Abwehrstrategie an. Sie besteht im Festhalten an monogamen Zweierbindungen, an „Liebe und Treue“, gegen die Versuchungen „scheingenitaler“ Promiskuität, die nur zu einer weiteren Ich-Schwächung und damit zu einer noch größeren

Manipulierbarkeit durch „Scheinbefriedigungen“ führe. Die Dürftigkeit dieser Argumentation ist in Haugs Aufsatz ausführlich genug dargetan. Sie reicht vom Ausgangsbegriff der „repressiven Entsublimierung“ (der erst nach einer unangemessenen Überdehnung des Sublimierungsbegriffes auf Abwehrformen, die mit ihm nichts zu tun haben, wie Verdrängungen, Reaktionsbildungen etc., in den Dienst genommen werden kann) bis zu einer Vernachlässigung der ökonomischen Grundlagen, von denen überhaupt nur die Oberfläche (Zirkulationssphäre und Warenästhetik) gesehen wird. Außerdem ist von der Dialektik der sexuellen Aufklärung und der sexuellen Befreiung nur eine einzige, statische Antithese gesehen, nämlich ihre Integration und Indienstnahme durch das kapitalistische System. Und schließlich bleibt offen, für welche Klassen und welche Altersgruppen der von R. beschriebene Sozialcharakter der „genitalen Fassade“ überhaupt typisch ist. Die „genitale Fassade“ wird zum Tribschicksal einer homogen eingefärbten „Kultur“.

Bedauerlich ist es, daß Reiche in seiner „Antwort auf Haug“ (neue Kritik Nr. 54) sich dessen Kritik kaum gestellt hat. Wo er ihr Zugeständnisse macht, versucht er in der schon im Buche angewendeten Igel- und Hasen-Taktik zu beweisen, daß er dasselbe ja irgendwo auch schon gesagt habe. Das gilt vor allem für das Thema der klassentypischen Zuordnung von Sozialcharakteren (für die R. dann allerdings die entsprechende Metapher der „schichtenspezifischen Zuteilung“ [??] wählt) und für das Fehlen der Angabe des Stellenwertes, den die von R. analysierten Phänomene im Verwertungsprozeß des Kapitals haben. Versucht er schließlich den Eindruck von Genauigkeit zu wecken, wie in der Diskussion um den Begriff der Reaktionsbildung, so kann man ihm leider wiederum Flüchtigkeiten nachweisen. (Ich habe, wie R. vorschlug, in Freuds Gesamtregister nachgeschlagen: Unter den 43 Hinweisen zum Stichwort „Reaktionsbildung“ befinden sich 14 Doppelverweise. Bleiben also 29. Und in allen enthält der Begriff, wie von Haug dargetan, die Verkehrung eines Triebes in sein Gegenteil, die „Logik des Gegenteils“. Damit das klar wird, muß man die Textstellen allerdings in ihrem Zusammenhang nachlesen.) Diese Rechtfertigungsversuche sind nicht allzu wichtig. Gravierender ist die Tatsache, daß R., in dessen Buch bezeichnenderweise das Tabu der Homosexualität beibehalten wird, Haugs Analyse, die schlüssig nachweist, daß eine Befreiung mit der Brechung eben dieses Tabus einzuleiten ist, nichts entgegenzuhalten weiß als eine Utopie „postgenitaler Kulturstufen“, ein Jenseits der jetzt gültigen Unterscheidungen (zwischen polymorph-pervers und genital), „die wir heute noch nicht denken können“. Drückt nicht die Flucht in die Ferne absoluter sexueller Freiheit die Angst vor den nächsten Befreiungsschritten aus? Erich Wulff (Gießen)

Soziale Bewegung und Politik

Lohmar, Ulrich: Wissenschaftsförderung und Politik - Beratung. Bertelsmann-Universitätsverlag, Bielefeld 1968 (336 S., br., 28,— DM).

Abelein, Manfred: Die Kulturpolitik des Deutschen Reiches und der Bundesrepublik Deutschland. Westdeutscher Verlag, Köln u. Opladen 1968 (321 S., br., 43,50 DM).

Stoltenberg, Gerhard: Staat und Wissenschaft. Zukunftsaufgaben der Wissenschafts- und Bildungspolitik. Seewald-Verlag, Stuttgart 1969 (85 S., br., 6,80 DM).

Wohl recht unterschiedliche Motive haben den bis vor kurzem zuständigen Bonner Minister und zwei der bekannteren Kulturpolitiker des Bundestages dazu bewogen, mit neuen Schriften zur Wissenschafts- und Bildungspolitik an die Öffentlichkeit zu treten. Der Minister fühlte sich offensichtlich durch den beginnenden Wahlkampf gedrängt, „vor dem Hintergrund zunehmender Gewalttätigkeit . . . in die Zukunft greifende Gedanken über eine moderne Wissenschaftspolitik“ zu entwickeln (1) oder vielmehr — so hat es den Anschein — aus alten Vortragsmanuskripten zu exzerpieren. Die beiden Abgeordneten hingegen legten sich mit den vorliegenden Arbeiten den Grundstein für eine akademische Karriere, deren Krönung mit der Verleihung des in Deutschland immer noch meistbegehrten Titels nicht lange auf sich warten ließ. Beide sind inzwischen ordentliche Professoren. Von ihrem Anspruch her können die drei vorliegenden Bücher nicht an denselben Kriterien gemessen werden, doch vermitteln sie bei allen Unterschieden einen Eindruck vom Denkhorizont und Bewußtseinsstand maßgebender deutscher Wissenschaftspolitik, der bemerkenswert genug ist.

Nachdem seit einigen Jahren für den deutschen Nachkriegskapitalismus die Schonzeit der Rekonstruktionsperiode zu Ende gegangen ist und sich bei wachsender Monopolisierung und verschärfter internationaler Konkurrenz die Kapitalverwertungsbedingungen strukturell verschlechtert haben, Wirtschaftskrisen also wieder zum politischen Tagesgespräch gehören, sind Wissenschafts- und Bildungsförderung in der Liste der politischen „Prioritäten“ rasch nach oben gerückt. Von 1969 bis 1971 sollen allein vom Bund mit kontinuierlich ansteigenden Jahresraten insgesamt mehr als 21 Milliarden DM für „Wissenschaftsförderung“ ausgegeben werden, und dies mit dem erklärten Hauptziel, die deutsche Industrie international „konkurrenzfähig“ zu machen oder zu erhalten. Konkret heißt das: Intensivierung der Rüstungsforschung und Rüstungstechnologie, Einleitung kompensatorischer „ziviler“ Förderungsprogramme in den Bereichen, wo anderwärts hohe Rüstungsbudgets für den industriellen „Fortschritt“ sorgen, und schließlich Ausbau eines breitangelegten Forschungs- und Ausbildungsapparates, der für die unter erheblichem

Rationalisierungs- und Innovationsdruck stehenden Konzerne allgemein verwertbare Ergebnisse und adäquat ausgebildetes, funktionstüchtiges Personal bereitzustellen hat. Die ökonomische Entwicklung zwingt immer mehr dazu, die Entfaltung der „Produktivkraft Wissenschaft“ administrativ zu steuern und zu koordinieren. Dies aber hat Konsequenzen nicht nur für die Stellung der öffentlichen Verwaltung und die Funktionsweise der bürgerlich-demokratischen politischen Institutionen. Ebenso wichtig ist, daß mit der objektiven Entprivatisierung von Wissenschaft und Forschung die Fragen einer langfristigen Gesellschaftsgestaltung sowohl hinsichtlich der ökonomisch-technischen Möglichkeiten als auch unter dem Aspekt demokratischer Emanzipation auch von dieser Seite her thematisierbar werden. Angesichts dessen muß die Frage gestellt werden, inwieweit die gewandelten gesellschaftlich-ökonomischen Verhältnisse von den beteiligten Politikern wahrgenommen werden, ob sie in der Lage sind, die Implikationen herrschender Tendenzen zu realisieren und dadurch einen Begriff vom historischen Stellenwert und der Relevanz ihrer Bemühungen zu gewinnen. Der ständig reklamierte Anspruch, Politik sei bewußte und verantwortliche Gesellschaftsgestaltung wäre anders nicht zu rechtfertigen. Die Antwort ist freilich — wohl nicht nur im Hinblick auf die vorliegenden Arbeiten — schlicht negativ.

Lohmars Arbeit wird wenigstens den formalen Anforderungen einigermaßen gerecht, die man an wissenschaftliche Publikationen zu stellen pflegt. Dies ist nicht selbstverständlich, wie sich zeigen wird. Neue Erkenntnisse findet man indessen kaum. Was zu der wachsenden „Verschränkung von Wissenschaft und Politik“, zur staatlichen Wissenschaftsförderung und Forschungsplanung und zur wissenschaftlichen Politikberatung dargeboten wird, ist nicht viel mehr als eine unkritische Aufarbeitung des einschlägigen Schrifttums. Insofern gibt er einen Literaturüberblick und bietet einen fürs Nachschlagen nützlichen Anhang mit Dokumenten zur „Organisation der Wissenschaftspolitik“. Was zur wechselseitigen Interdependenz von Wissenschaftsförderung und Politikberatung gesagt wird, verrät die Fähigkeit, Probleme einleuchtend darzustellen. Mehr zu leisten, hätte allerdings einen anderen methodischen Ansatz gefordert. Lohmar täte vor allem gut daran, die ontologische Formel vom „technischen Staat“ nicht gänzlich unreflektiert und schülerhaft von Schelsky zu übernehmen. Dies würde bedeuten, wissenschaftliche und technische Entwicklungen nicht als quasi naturwüchsig zu akzeptieren, sondern in ihrer Vermittlung mit den gesellschaftlichen und ökonomischen Prozessen zu begreifen. Weil er aber eben dies nicht leistet, sieht er sich genötigt, offenkundige Fehlentwicklungen im Bereich der Wissenschaftspolitik auf organisatorische Mängel oder sozialpsychologische Konflikte innerhalb des Apparates zurückzuführen, ohne auch nur andeutungsweise eine Vorstellung von den zugrunde liegenden gesellschaftlichen Machtverhältnissen und Interessenstrukturen zu entwickeln. Man möchte kaum glauben, daß heute noch ein Buch über Wissenschaftspolitik geschrieben werden kann, in dem nicht ein ökonomisches Argument vorkommt. Entsprechend hilflos und allgemein gehalten sind

die Reformvorschläge, die entweder im rein Technisch-Organisatorischen verharren (z. B. Reform des Haushaltsrechts) oder aber völlig leer und unverbindlich bleiben. Das obligatorische Schlußkapitel „Demokratie als Sachnotwendigkeit“ ist deshalb nicht allein in der Formulierung ideologisch, sondern bleibt naiv-hilflose Beschwörung. Als höchst ärgerlich bleibt anzumerken, daß der Autor weitgehend darauf verzichtet hat, wenigstens das ihm zugängliche Material über die Entscheidungsprozesse im Bereich der Wissenschaftspolitik aufzuarbeiten und darzulegen, beispielsweise die Arbeit des Parlamentsausschusses, dem er vorsteht, einer gründlichen Analyse zu unterziehen. Dadurch vergrößert er das Informationsdefizit seines Buches mehr, als es der methodische Ansatz ohnehin gebietet. Ein verzerrter Begriff von Wissenschaftlichkeit wäre eine noch harmlose Erklärung für diesen Mangel. So bleibt die Arbeit wohl am interessantesten als die Selbstdarstellung eines sozialdemokratischen Politikers, der sicherlich mit einigen Fähigkeiten ausgestattet ist, dem in Grenzen auch der gute Wille zur kleinen Reform nicht fehlt, der aber insgesamt keine Vorstellung von dem hat, was er tut.

Daß das Elaborat des CDU-MdB und Professors in Regensburg, *Abelein*, als Habilitationsschrift angenommen und von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanziell unterstützt wurde, ist dagegen in sich ein erhellender Beitrag zur Situation der Wissenschaft und der Wissenschaftsförderung in der Bundesrepublik. Man gewinnt den Eindruck, als hätte der Autor eine von Hilfskräften zusammengestellte Übersicht über einige Institutionen, Programme und Rechtsnormen nachträglich einem Gliederungsschema eingepaßt und dann höchst nachlässig redigiert. Das spiegelt etwa der Aufbau; Teil I: Formen und ihre geschichtliche Entwicklung, Teil II: Grundlagen. Daß sich gesellschaftliche Strukturen und damit die Inhalte und Funktionen von „Kulturpolitik“ seit Bismarcks Zeiten irgendwie verändert haben, bleibt der Findigkeit des Lesers überlassen. Der Inhalt von Geschichte erscheint als wirres Konglomerat persönlicher Taten und zufälliger Katastrophen. Auch einer insgesamt wohl mehr deskriptiv gemeinten Darstellung wäre es im übrigen zugute gekommen, hätte der Autor wenigstens ansatzweise eine systematisierende Fragestellung entwickelt. Literarisch ist das „Bulletin“ der Bundesregierung vergleichsweise anspruchsvoll und, was den Informationswert angeht, wahrscheinlich ergiebiger. Zur Kennzeichnung des theoretischen Niveaus genügt schließlich ein Zitat, das für viele steht: „Auf dem Gebiet der Kulturpolitik entstehen immer wieder Spannungen zwischen Staat und Gesellschaft wegen des jeweiligen Einflußbereiches. Dabei wird von der Gesellschaft gegen den Staat vorgebracht, er solle sich einer Einflußnahme auf die Kultur enthalten, da er der Kultur nur Gewalt antun könne. Für eine so schwierige und empfindliche Materie wie die Kultur habe der Staat eine viel zu grobe Hand. Bürokratie und Kultur vertragen sich schlecht miteinander“ (221). So ist das also.

Nun hieße es aber zu kurz greifen, beim durchaus angebrachten Verriß stehen zu bleiben. Seinen politischen Stellenwert bekommt

Abeleins Buch dadurch, daß sein Verfasser nicht ein beliebiger Dilettant, sondern eben auch einschlägig spezialisierter „Volksvertreter“ ist. Geht man davon aus, daß es sich hier nicht um eine wie auch immer motivierte Parodie auf den etablierten Wissenschaftsbetrieb handelt, so zeigt sich an der manifesten Begriffs- und Theorielosigkeit das, was bei Lohmar noch als methodologisches Defizit auftrat: die Unfähigkeit, auch nur das zu begreifen, was ist. Persönliches Versagen koinzidiert aber mit der objektiven Stellung des Organs, dem beide Autoren angehören. Unfähig, grundlegende gesellschaftliche Zusammenhänge und Probleme zu thematisieren und damit im Sinne bürgerlicher Parlamentarismustheorie demokratische Basis politischer Führung zu sein, ist das Parlament längst zu einem peripheren Anhängsel der allumfassenden Bürokratie geworden, die von ihm weder geführt noch kontrolliert wird, für die es höchstens hin und wieder als Legitimitätskrücke zu dienen hat. Auf dem Gebiet der Wissenschaftspolitik ist seine Misere besonders offenkundig. Hier wird es schon als Vorzug empfunden, überhaupt noch darüber informiert zu werden, was die mit der Großindustrie eng verfilzte Bürokratie beabsichtigt und plant. Gerade Abeleins Buch macht deutlich, wie sehr subjektive Unzulänglichkeit und objektive Tendenzen bei der Misere des heutigen Parlamentarismus in einem Vermittlungszusammenhang stehen.

Daß *Stoltenbergs* Büchlein demgegenüber einen gänzlich anderen Charakter hat, wird nicht verwundern. Er gibt nicht vor, wissenschaftlich zu analysieren, sondern beschränkt sich auf die nur noch schlecht verschleierte Darlegung schlichter ökonomisch-administrativer Interessen, verbunden mit unverhüllten Drohungen gegen jene, die sich diesen nicht fügen wollen. Daß eigene Leistungen in wahrhaft unverschämter Weise hochgelobt werden und es an gängigen Wahlkampfparolen, vor allem an Ausfällen gegen die studentische Linke nicht fehlt, interessiert in diesem Zusammenhang nicht so sehr. Beachtenswert ist hingegen das merkwürdig ambivalente Verhältnis zur Wissenschaft, das der gewesene bundesrepublikanische Forschungsminister zu pflegen scheint. Insofern er sie als Notwendigkeit und Bedrohung zugleich empfindet, rekurriert er ohne es zu bemerken auf deren objektiven und unter den bestehenden gesellschaftlichen Verhältnissen unversöhnbaren Doppelcharakter als Garant kapitalistischer Verwertungsmöglichkeiten, dem potentielle gesellschaftliche Emanzipationswirkung gleichwohl noch nicht ganz ausgetrieben werden konnte. Auf diese Weise gerät ihm zum offenbar wichtigsten Ziel staatlicher Wissenschaftspolitik, das zu fördern, was ökonomisch verwertbar ist, und zu unterdrücken, was den etablierten Herrschaftsverhältnissen gefährlich werden könnte. Die Folge sind unverhohlene Denkverbote (15, 16, 73) und die Androhung staatlicher Sanktionen für jene, welche die noch verbliebenen universitären Freiheitsräume im Sinne eines emphatischen Wissenschaftsbegriffs auszunutzen wagen (71). Daß Sozialwissenschaft, die sich nicht auf die Produktion manipulativ verwendbarer Sozialtechniken und ideologischer Legitimierungsfetische beschränkt, besonderem Verdikt verfällt, versteht

sich von selbst. Wohl fehlt nicht das inzwischen gängig gewordene Zugeständnis, daß Wissenschaft ihren gesellschaftlichen Charakter und ihre politischen Konsequenzen reflektieren müsse. Folgerungen sollen damit aber nicht verbunden sein. Deshalb wird dekretiert, daß dies auf dem „festen Boden“ methodischer Exaktheit zu geschehen habe (68), ohne daß freilich erläutert würde, was dies konkret heißen soll. Kein Zweifel, daß auch Stoltenberg inzwischen erkannt hat, welche Funktion positivistische Sauberkeitsrituale bei der Disziplinierung von Wissenschaften haben können. Mit den vorherrschenden Tendenzen im etablierten Wissenschaftsbetrieb kann er sich dabei in schönem Einklang wissen.

Die aufgezeigten Widersprüche werden in einem Weltbild scheinbar versöhnt, das in seiner Naivität nur noch als erschreckend bezeichnet werden kann. „Vernünftig“ ist, was sich dem „Sachzwang“ des ökonomisch-sozialen Status quo anpaßt, was funktioniert, nicht viel kostet, der „Wirtschaft“ nützt und die bestehenden Verhältnisse nicht in Frage stellt. Der Rest ist „Ideologie“. Mit der Art, wie er Bruchstücke längst verrotteter Legitimierungslehren verwendet ohne auch nur noch den Versuch zu machen, sie konzis zu begründen, wie die Topoi „Pluralismus“, „Toleranz“, „Freiheit“ oder „Rechtsstaat“ in entnervender Zwanghaftigkeit wiederholt werden, beweist Stoltenberg selbst, wie sehr die schlechte Wirklichkeit inzwischen unmittelbar zur Ideologie geworden ist. Was die bürgerlich-demokratische Ideologie an progressiven Resten noch aufbewahrt haben mag, wird in einer Vorstellungswelt gefangen, die historisch ebenso überholt wie aktuell ist. Die „natürliche Ungleichheit“ der Menschen ist für ihn ebenso ein Faktum wie gesellschaftliche Demokratisierung vorgängig als „illusionär“ abgestempelt und „Autorität“ affirmativ beschworen wird (75 ff.).

Eine derartige Vorstellungswelt verweist auf erhebliche subjektive Deformationen, drückt aber gleichwohl unmittelbar Objektives aus. Auch ein deutscher Wissenschaftsminister müßte sich wohl schwer tun, wäre er noch fähig, Vorstellungen von einer rationalen und menschenwürdigen Gestaltung der Gesellschaft angesichts der erreichten ökonomisch-technischen Möglichkeiten zu entwickeln. Stoltenberg ist von derartigen Konflikten wohl verschont geblieben und dies qualifizierte ihn für sein Amt zweifellos besonders. Für seinen Nachfolger gilt nach allem, was er bisher von sich hören ließ, Entsprechendes.

Würdigt man die vorliegenden Politikerschriften im Zusammenhang, so ist nicht zu verkennen, daß im staatlich administrierten, seinen autoritären Charakter mit einem reduzierten Parlamentarismus nur noch notdürftig verbrämenden westdeutschen Spätkapitalismus zweifellos immer die richtigen Männer am richtigen Platz stehen. Dies gilt sicherlich auch dann, wenn sich eine neue „Mannschaft“ anschickt, die Geschäfte der bankrotten alten weiterzuführen.

Joachim Hirsch (Frankfurt/Main)

Nyssen, Friedhelm: Schule im Kapitalismus. Der Einfluß wirtschaftlicher Interessenverbände im Felde der Schule. Pahl-Rugenstein Verlag, Köln 1969 (175 S., kart., 22,80 DM).

Autoren der Neuen Linken haben den Zusammenhang zwischen Bildung und Wirtschaft bisher meist unter bildungsökonomischen Aspekten untersucht. Ihre Forschungen zielen auf den Nachweis, unter kapitalistischen Bedingungen bestimmten das Bildungswesen nicht die Bedürfnisse der Betroffenen, sondern die Maximen einer „allgemeinen Wirtschaftsförderung“ (Joachim Hirsch). Die Kurzformel dazu: Steigerung gesamtwirtschaftlichen Wachstums.

Derartige Analysen sind unverzichtbar. Sie vernachlässigen freilich den Sozialisationsaspekt des Einflusses ökonomischer Interessen im Erziehungs- und Bildungswesen. Die angezeigte Arbeit trägt entscheidend dazu bei, die Lücke zu füllen. Nyssens Leitfrage: „Gibt es Einflüsse wirtschaftlicher Interessenverbände ‚nach unten hin‘, d. h. im Erziehungsalltag“ (27)? Hauptadressaten zahlreicher Aktivitäten der „Wirtschaft“ im Schulbereich sind — wie N. plausibel macht — die Lehrer. Dabei meint „Wirtschaft“ die sogenannten Arbeitgeber. (N. sagt zwar *Arbeitgeber* und *Arbeitnehmer*, verpflichtet sich damit — wie das Einleitungskapitel zeigt — jedoch nicht unreflektiert dem von Engels mit Recht verhöhnten „Kauderwelsch“, in dem „derjenige, der sich für bare Zahlung von andern ihre Arbeit geben läßt, der Arbeitgeber heißt, und *Arbeitnehmer* derjenige, dessen Arbeit ihm für Lohn abgenommen wird“.)

N. geht von der Annahme aus, Arbeitgebervertreter könnten auf Lehrer am ehesten durch persönliche Kontakte Einfluß gewinnen. Befunde der amerikanischen Kommunikationsforschung stützen diese Annahme. Als Kontakt-Möglichkeiten werden genannt: „Arbeitskreise Schule — Wirtschaft, Betriebserkundungen durch Lehrer und Schüler, Industriepraktika für Studierende des Lehramts, Betriebspraktika für Lehrer im Dienst, Arbeitskreise Lehrerbildung — Wirtschaft, Betriebspraktika für Schüler, Schülerfreizeiten, arbeitgeberfreundliche Organisationen [etwa *Die deutsche Volkswirtschaftliche Gesellschaft*], personelle ‚Verbundsysteme‘ zwischen Organisationen ‚der Wirtschaft‘ und Lehrerorganisationen [etwa zwischen dem *Deutschen Verband für das kaufmännische Bildungswesen* und der Industrie- und Handelskammer]“ (36).

Mit Hilfe eines „eigentümlichen methodischen Verfahrens“ — so Klaus Mollenhauer im Vorwort — versucht N. nachzuweisen, daß es Arbeitgebervertretern im Medium solcher Kontakte gelingt, auf Lehrer *wirksam* Einfluß zu nehmen. Er vergleicht Arbeitgeberäußerungen — Reden, Artikel etc. — mit den Ergebnissen empirischer Forschung zum politischen Bewußtsein von Lehrern. Das Resultat des Vergleichs: beide „Bewußtseinsformen“ entsprechen einander weitgehend. N. schließt daraus auf den Erfolg der gezielten Arbeitgeberversuche. In seiner Begründung verweist er u. a. auf ein Ergebnis amerikanischer Kommunikationsforschung: „Offenbar neigen die

Menschen dazu, sich von denen überzeugen zu lassen, mit denen sie gleichsam ohnehin schon einer Meinung sind“ (28).

Die Aktivitäten der Arbeitgeberseite im Felde der Schule treffen auf keine Gegenmacht, da die Gewerkschaften sich wenig engagieren. Die genannten Kontaktmöglichkeiten zwischen Schule und „Wirtschaft“ schließen Gewerkschaftsvertreter aus. Sofern sie mit Lehrern überhaupt zusammenkommen, glauben sie sich in der Defensive. N. notiert wiederholt das „auffällige Bestreben“ im Erziehungs- und Bildungsalltag auftretender Gewerkschaftsfunktionäre, „sich gegen ‚Egoismus‘- und ‚Materialismus‘-Vorwürfe zu verteidigen“. Diese Defensivhaltung könnte mit dafür verantwortlich sein, daß ein eigenständiger, an den Interessen der Arbeiterschaft orientierter Bildungsbegriff fehlt. „Die durch den ‚Forderungs-Makel‘ bedingte sozialpsychologische Situation der im Erziehungs- und Bildungsalltag auftretenden Gewerkschaftsfunktionäre macht es diesen kaum noch möglich, spezifisch gewerkschaftliche Vorstellungen vorzutragen“ (162).

Das von N. betonte „konstitutionelle Handicap“ der Gewerkschaften im Erziehungs- und Bildungswesen ist zwar überwiegend sozialpsychologischer Natur, seine entscheidenden Ursachen sind jedoch „in der objektiven gesellschaftlichen Lage der von den Gewerkschaften vertretenen sozialen Kollektive“ zu suchen. N. vermutet, das sozialpsychologische Handicap falle selbst dann nicht weg, wenn die „politische Machtverteilung“ zwischen Gewerkschaften und Arbeitgeberverbänden prinzipiell „gleichgewichtig“ werden sollte. „Auch ein ‚Nachziehen‘ der Gewerkschaften im Hinblick auf den Umfang von Aktivitäten im Erziehungs- und Bildungswesen (so daß schließlich der Aktivitätsumfang gleich groß wäre wie der der Arbeitgeberseite) würde jenes Handicap wahrscheinlich noch nicht beseitigen.“ Solange im Erziehungs- und Bildungsalltag ein harmonistisches Wertbewußtsein dominiert und gewerkschaftliche Forderungen im öffentlichen Bewußtsein quasi als Makel gelten, werden Gewerkschaftsfunktionäre „in ihren Einflußchancen gegenüber den Vertretern der Arbeitgeberseite im Erziehungs- und Bildungsalltag wahrscheinlich benachteiligt bleiben“ (163).

Manfred Hahn (Gießen)

Ökonomie

Guevara, Ernesto Che: Ökonomie und neues Bewußtsein.

Schriften zur politischen Ökonomie. Mit einem Vorwort hrsg. von Horst Kurnitzky. Aus dem Spanischen übertragen von Alex Schubert. Rotbuch Nr. 8. Wagenbach Verlag, Berlin 1969 (156 S., kart., 5,50 DM).

Von den hier vorliegenden sieben Arbeiten Guevaras aus den Jahren 1963—1965 entstammen vier jener Debatte zwischen Guevara und Carlos Rafael Rodriguez, einem Führer der ehemaligen kubanischen KP (Partido Socialista Popular), an der auch bedeutende europäische Marxisten wie E. Mandel und Ch. Bettelheim teilnahmen. Die

restlichen drei Arbeiten sind entweder indirekte Beiträge zu dieser Debatte wie „Gegen den Bürokratismus“ oder wie „Der Sozialismus und der Mensch in Kuba“, eine kurze Zusammenfassung seiner Gedanken zum Problem der Ökonomie und des neuen Bewußtseins.

Sein zentrales Problem ist die Frage nach den möglichen Vermittlungsformen, die sowohl ermöglichen, „eine effektivere Form“ (33) zu finden, um den „Kommunismus zu erreichen“ (33), als auch die „Entwicklung der sozialistischen Moral“ (37) gewährleisten. Sein Ansatz zur Lösung dieses Problems ist als pragmatisch zu bezeichnen. Er ist sich durchaus bewußt, daß „der Vorläufer des haushaltsmäßigen Finanzierungssystems das in Kuba ansässige imperialistische Monopol ist“ (33). Im Rahmen der Nationalisierungskampagne im Herbst 1960 hatte das ad hoc gegründete Industrieministerium, dem Guevara vorstand, die Verwaltung der hochorganisierten Trusts übernommen und sie nach dem System der haushaltsmäßigen Finanzierung organisiert. 1963 zeigten sich die ersten ernststen Merkmale einer Krise in der kubanischen Volkswirtschaft. Konnten einerseits externe Faktoren, wie ständige Sabotageakte des CIA, als Ursache benannt werden, so ließ sich doch keineswegs leugnen, daß die revolutionäre Führung eine Reihe politischer, ökonomischer, technischer und sozialer Fehler gemacht hatte. Guevara selbst benennt als eine der Ursachen die „Verwaltungs-Guerillas“ (107), die ihre Erfahrung der Kämpfe in den Sierras ungebrochen aufs Büro übertrugen und so zum einen den Aufbau des Staatsapparates in einer rationalen Weise „gestützt auf die in den sozialistischen Bruderländern bekannten Planungstechniken“ (107) verhinderten, als auch als Gegenmaßnahme die Organisation bürokratischer Apparate hervorriefen, die alle „Aktivitäten lahmlegten“ (108). In dieser Phase beginnt die Diskussion, in der die Gegner Guevaras den relativ desolaten Zustand der kubanischen Volkswirtschaft, die mangelnde Planung und, damit indirekt das Industrieministerium belastend, das Modell der haushaltsmäßigen Finanzplanung einer scharfen Kritik unterziehen und sich für das in der UdSSR erprobte Modell der wirtschaftlichen Rechnungsführung (Khozaschot) aussprechen. Keineswegs, so argumentiert Guevara, sei das haushaltsmäßige Finanzierungssystem die ultima ratio bei dem Aufbau des Sozialismus in Kuba. Aber bei den gegebenen Bedingungen, d. h. der kleinen Zahl industrieller Betriebe (weniger als z. B. heute allein in der Stadt Moskau), dem Fehlen qualifizierter industrieller Kader, der Notwendigkeit strenger Überwachung des Gebrauches ökonomischer Ressourcen etc. sei es der effektivere Weg zur Optimierung der industriellen Produktion. So konkretisiert er auf der Ebene ökonomischer Rationalität zwei Unterschiede zum System des Khozaschot: 1. „Für uns ist ein Unternehmen ein Konglomerat von Fabriken oder Einheiten, die eine ähnliche technologische Grundlage, eine gemeinsame Bestimmung ihrer Produktion oder, in einigen Fällen, eine begrenzte geographische Lokalisierung kennzeichnet; für das System der wirtschaftlichen Rechnungsführung ist ein Unternehmen eine Produktionseinheit mit eigener juristischer Autonomie“ (34). 2. Geld dient hier nur als „arithmetisches Geld, als Widerspiege-

lung der Tätigkeit des Unternehmens in Preisen“ (34), während im Khozraschot die Beziehungen des Unternehmens zu den Banken „jenen eines Privatproduzenten zu den kapitalistischen Banken ähnlich (sind), denen (es) ausführlich seine Pläne erklären und seine Zahlungsfähigkeit beweisen muß“ (34). Daraus aber leiten sich „subtilere Widersprüche“ (36) ab, die zum zentralen Anliegen Guevaras zurückführen. Das sind die Fragen materieller oder moralischer Anreize, und es ist die Problematik des Wertgesetzes. Während die Verteidiger des Khozraschot mit Recht darauf hinweisen, daß das Wertgesetz in der Phase des Kommunismus verschwinden wird, da erst hier keine Knappheit an Gütern besteht, so kritisiert Guevara an ihnen vor allem, daß sie zuerst das Wertgesetz voll entwickeln wollen, statt tendenziell „die alten Kategorien so wirksam wie möglich zu vernichten“ (45). In der Frage des materiellen Anreizes bestreitet er keineswegs, daß dieser „ein großer Hebel, um Erfolge in der Produktion zu erzielen“ (37) sei, wendet sich aber dagegen, „ihn als grundlegenden anregenden Hebel zu gebrauchen“ (36). Zwei Argumente sind es, die er anführt: 1. Die individuellen Prämien könnten (und daß sie dies tun, kann mit den Erfahrungen der Sowjetwirtschaft am Ende der 20er Jahre belegt werden) die Solidarität der Arbeiterklasse zerstören und ausschließlich konsumorientierte Monaden schaffen, wie 2. generell die Gefahr bestehe, daß individuelle Prämien sozialistisches Bewußtsein eher verschütten als weiterentwickeln. Daher votiert er für kollektive Prämien (50 ff.) wie andererseits dafür, das individuelle Prämiensystem, das er als „notwendiges Übel einer Übergangsperiode“ (41) ansieht, eng mit der Berufsbildung zu koppeln (43).

So richtig nun seine theoretische Prämisse ist, daß die Kubaner „um den Kommunismus aufzubauen, ... mit der materiellen Basis zugleich den neuen Menschen schaffen (müssen)“ und es „daher ... so wesentlich (ist), das richtige Instrument für die Mobilisierung der Massen zu wählen“ (143), so wenig kann er diesen seinen eigenen Anspruch eigentlich erfüllen. Da es Guevara nur in Einzelfällen wirklich gelingt, „das richtige Instrument für die Mobilisierung der Massen“ konkret zu benennen, bleibt er auf langen Strecken im Moralisieren stecken. Trotz dieser Schwäche aber sind Guevaras Arbeiten neben denen Mao Tse-tungs und seiner Fraktion über die Probleme der Vermittlung von Ökonomie und neuem Bewußtsein einige der besten.

Noch zwei Anmerkungen zur Ausgabe: 1. Eine wesentliche Schwäche der Ausgabe besteht darin, daß, obwohl die Mehrzahl der ökonomischen Arbeiten Guevaras aus jener Debatte stammt, die Herausgeber sich als unfähig erweisen a) entweder die ganze Debatte herauszugeben, denn auch Guevaras Kontrahenten haben allemal wichtige Beiträge zu dieser Diskussion gebracht, oder b) in ihrem Vorwort den Verlauf dieser Debatte und die wesentlichen Positionen kurz zu skizzieren. 2. Das Vorwort: Abgesehen davon, daß es keinerlei Informationen bietet, stellt es eine Infamie besonderer Art dar:

a) Guevara wird falsch zitiert: ein Beispiel, wenn er vom Kommunismus spricht, zitieren die Vorwortschreiber Sozialismus (vgl. 7 u. 143). Dahinter steht folgendes Prinzip: Guevaras theoretische Schlußfolgerungen werden aus ihrer Konkretion genommen, zu einer ewigen Wahrheit gemacht, mit den „Pariser Manuskripten“ vermischt, und dabei werden bedeutsame Ergebnisse erzielt, wie z. B. folgendes: „Nun sind aber alle Kategorien der Nationalökonomie, wie Geld, Ware, Gewinn, ableitbar aus der entfremdeten Arbeit“ (10). b) Damit ist die Basis geschaffen, um Guevara vor den antikommunistischen Karren zu spannen: „Abzuwarten bleibt, wann die ‚Sozialisten‘ dazu übergehen werden, die Einführung des Privateigentums an Produktionsmitteln als materiellen Anreiz wieder zu fordern“ (18). Guevara hat zwar die sozialistischen Staaten harter Kritik unterzogen, aber den Klassencharakter dieser Staaten mit Recht niemals in Frage gestellt. Im übrigen hat schon R. Altmann festgestellt, daß man die Formen der Marxschen Analyse übernehmen müsse, um dem konservativen Denken eine neue Aktualität zu verleihen.

Karl Unger (Marburg/Wien)

Fischer, Hannelore: Modelldenken und Operationsforschung als Führungsaufgaben. Reihe: Soz. Wirtschaftsführung. Hrsg. v. Zentralinstitut für sozialistische Wirtschaftsführung beim ZK der SED. Dietz Verlag, Berlin (DDR) 1968 (118 S., kart., 2,20 M).

Es handelt sich nicht um ein Lehrbuch der Modelltheorie, sondern um eine Darstellung der Bedeutung von Modellen für die Wirtschaftspraxis. Beabsichtigt ist, die Praktiker von den Vorzügen und der Wichtigkeit formalisierter Planungsverfahren zu überzeugen. Recht interessant hierbei die einfließenden Informationen über mathematisch-ökonomische Planung in der DDR: die verwendeten Modelltypen (Prognose-, Konsistenz-, Entscheidungsmodelle); der Zweck und der Ort, wo sie eingesetzt werden (Zentrale, VVB, „Erzeugnisgruppen“ „strukturbestimmender“ Produkte, Betriebe); der Zeithorizont der Planung. Aus dem — bisher vorwiegend projektierten — langfristigen Prognosemodell soll idealiter ein mittelfristiger Perspektivplan herauskristallisiert werden, der wiederum den Rahmen darstellt, innerhalb dessen der Jahresplan fixiert wird.

Die Anstrengungen der DDR-Planer sind erheblich. In praktisch allen Wirtschaftszweigen wurden mittlerweile Optimierungsmodelle entwickelt, sei es für einzelne Betriebe, sei es für die ganze VVB. Allerdings hatten diese Arbeiten bisher in vielen Fällen noch experimentellen Charakter, d. h., sie wurden nur für ein einziges Jahr entwickelt oder sie liefen unverbindlich neben der konventionellen Planung her. Diese Situation gilt jedoch nur für die gegenwärtige Übergangsphase. Es ist das Ziel, immer mehr Entscheidungsprozesse mit Planungsmodellen vorzubereiten und die einzelnen Spezialpläne (Pläne für Lagerhaltung, Transport, Produktion, Standorte usw.) zu

einem Gesamtsystem, der sogenannten „komplexen“, d. h. interdependenten Planung zusammenwachsen zu lassen. Interessant der Hinweis, daß man bereits versucht hat, ein volkswirtschaftliches Gesamtmodell zu konstruieren, daß dieser Versuch aber auf Grund der bisher unzureichenden Informationen und Verfahren scheiterte und heute statt dessen am Aufbau einer volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung gearbeitet wird, die die Form eines Systems von Teilmodellen hat¹.

Aus der Broschüre wird deutlich, daß in der Ökonomie der DDR heute nicht nur die frühere Ablehnung formalisierter Modelle aufgegeben und der generelle Ideologieverdacht gegen sie zurückgenommen worden ist, sondern daß darüber hinaus geradezu kampagnenartig für die Rezeption ökonomisch-mathematischer Verfahren gewonnen wird.

Über die Verbreitung des Modelldenkens hinaus ist gegenwärtig der Aufbau einer „wissenschaftlichen sozialistischen Betriebswirtschaftslehre“ (S. 67) in vollem Gange. Auch davon legt die Broschüre Zeugnis ab, ebenso wie die anderen in der „Schriftenreihe zur sozialistischen Wirtschaftsführung“ veröffentlichten Bände, beispielsweise die „Einführung in die Lehre von der sozialistischen Wirtschaftsführung“ von Friedrichs und Koziolk und die „Grundlagen einer komplexen Absatzpolitik im Führungsprozeß“ von Model.

Diese Entwicklung spiegelt den Übergang von der extensiven zur intensiven Produktion wider, die größere ökonomische Selbständigkeit der VVB und Betriebe im Zuge der Planungsreformen und die zunehmende Anerkennung, die den Funktionen der betrieblichen „Führungskader“ zuteil wird.

Ebenso repräsentativ wie in ihrem Inhalt ist die Schrift hinsichtlich dessen, was sie übergeht. Die Optimalitätskriterien der Planung bleiben völlig undiskutiert — was einiges heißt, wo doch jede zweite Seite von Optimierung handelt. Als mögliche Alternativen werden die Maximierung des Gewinns (ohne Anführungszeichen!), der Kapazitätsausnutzung und der Devisenerlöse aufgezählt. Die Fragen der Preisbildungsformel und des Preisfestsetzungsverfahrens für Kostengüter und Produkte — Voraussetzung für jede sinnvolle Gewinnmaximierung — bleiben unerwähnt. Die Entscheidungsspielräume von VVB und Betrieben werden nur sehr vage umrissen. Die „Optimierung“ von Zentralisierung bzw. Dezentralisierung ökonomischer Entscheidungen, ein politisch-ökonomisches Schlüsselproblem, wird übergangen. Beteiligung der Werktätigen an der Betriebsführung wird wie üblich beiläufig gestreift und ausschließlich unter der Perspektive der Leistungssteigerung gesehen.

Christof Helberger (Frankfurt/Main)

¹ Vgl. Autorenkollektiv: Konzeption und Modellsystem der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung. Informationen des ökonomischen Forschungsinstituts zu aktuellen Problemen der Planung und Leitung der Volkswirtschaft. Berlin 1967, Nr. 6.